

wie Klopstock als Grundstein der Seraphiker. Diesen Uebergang aber machen wir mit, und wollen uns daher zunächst in der neuen Gesellschaft, mit den veränderten Lokalen und Verhältnissen bekannt machen.

### 6. Preußen's Theilnahme an der poetischen Literatur.

Die preussische Dichtung war bis hierhin in einer anhaltenden Abhängigkeit erst von Schlesien, dann von Sachsen gewesen. Berlin war kaum zur Zeit der Caniz und Besser genannt worden, der Mittelpunkt der preussischen Literatur war Königsberg; Halle ward erst mit Anfang des 18. Jahrh. von Bedeutung. Seitdem Besser und die Pietisten aus Leipzig nach Berlin und Halle geflüchtet waren, setzte sich nachher die Auswanderung der Literatur aus Sachsen gleichsam fort. Lessing, der für die Geringsfügigkeit der sächsischen Literatur von Luther bis auf ihn hätte entschädigen können, versinnlicht gleichsam mit seinem Aufenthalt in Leipzig, Breslau, Berlin, Hamburg und Wolfenbüttel<sup>87</sup>), und mit seinen gestörten Beziehungen zu Wien und Mannheim, daß es künftig keine vorherrschende Hauptstätte deutscher Literatur, geschweige eine Provinzialherrschaft geben sollte. Schon zu Caniz's und Pietzsch's Zeiten hatte es allen Anschein, als ob Berlin und Königsberg sich an die Stelle von Leipzig und Dresden setzen würden; dann hätte der Preusse Gottsched hier seinen Sitz genommen und Besser wäre nicht nach Dresden zurückgewandert. Allein unter Friedrich Wilhelm I., wo die Gundersing und Morgenstern, die Hofnarren der Tabaksgesellschaft, die ersten Posten der Wissenschaft einnahmen, war in Preußen keine Stätte für die Musen. Sobald er seine Augen schloß, im selben Augenblicke fast begann Gleim seine Laufbahn, der die Hebamme der preussischen Literatur genannt zu werden verdiente. Und je mehr der vorige Druck Spannung in der preussischen Bildung hervorgebracht hatte, desto elastischer war der Gegenstoß.

Joh. Wilh. L. Gleim (aus dem Halberstädtischen 1719—1803)

87) Von ihm auch gilt, was Kästner von Leibniz sagt:

Von mir ward Leibniz dir gegeben,  
warf Sachsen einst Hannover vor.  
Dir, sprach Cherusien, hieß ihn der Zufall leben,  
mir sein erkannter Werth, nach dem ich ihn erfor.  
Das Glück gab dir ihn erst, du liehest dir ihn nehmen;  
ist dies zum Prahlen Grund, ist's einer sich zu schämen?

studirte um 1730—40 in Halle unter Baumgarten, mit Uz, Götz und Rudnik aus Danzig befreundet. Sie lasen den Anakreon zusammen; der Streit über die reimlose Poesie, durch Bodmer belebt, war im Gange; Pyra, den wir oben schon mit Lange genannt haben, hatte dürftige Versuche gemacht (im Tempel der Dichtkunst 1732 u. s.), den Reim zu entbehren. Die Frucht der gemeinsamen Beschäftigungen mit Anakreon kam 1746 (Oden Anakreon's in reimlosen Versen) heraus, schon vorher aber (1744) erschienen Gleim's scherzhafte Lieder, die gleichfalls anakreontisch sein sollten. Verwandt mit dieser Liebe zum Anakreon war, wie wir schon bei Hagedorn sahen, die zum Horaz, mit dem sich Uz und Pyra's Freund Lange beschäftigten; und diese ganze hallische Schule verhält sich auch zur schweizerischen, wie Hagedorn zu Haller, und sie standen mit jener auch anfangs in so freundlichem Vernehmen, wie diese beiden Männer untereinander. Gleim hielt sich mit Gottsched öffentlich, stand aber heimlich mit den Schweizern<sup>88</sup>); Hirzel trat aus der Ferne in den hallischen Bund zu, Sulzern verschaffte Gleim 1747 eine Professur in Berlin, und als der Messias Bodmern noch nicht bethört hatte, sagte dieser in seinen kritischen Lobgedichten noch ohne alles Arg von Gleim, er solle die ganze Welt für nichts als einen Raum voll schöner Mädchen halten; auch in Briefen an Lange sprach er sich noch 1747 billigend über Gleim's und Hagedorn's anakreontische Lieder aus. Die leichte erotische Lyrik hatte sich in diesem Kreise schon einen Boden gewonnen, ehe Klopstock die Stimmung in Deutschland veränderte. Es war eine starke Masse gebildet, die dem neuen andächtigen Ernste eine ungehörte Heiterkeit entgegensetzte. An die beiden obigen Werke schlossen sich in Einer Reihe, wenn nicht immer dem Tone, so doch der persönlichen Anregung nach, die freundschaftlichen Lieder von Lange und Pyra, Gleim's Lieder (1741), die horazischen Oden von Lange (1747), Uz' lyrische Gedichte (1749), Gleim's liebliche Lieder (1749), Löwen's zärtliche Lieder (1751), Götz's Gedichte (1752), Lessing's Kleinigkeiten, Weiße's scherzhafte Lieder u. A. an; es zog sich dieser Geist nach Leipzig und Berlin, und nistete in Männern, die Festigkeit und Stetigkeit genug hatten, diese Gattung gegen die Klopstockianer zu verfechten. Dies war nicht das Einzige, was ihm die Kraft gab, deren er auf alle Weise, um gegen die Macht der

88) Sulzer schrieb an Bodmer, Gleim sei heftig gegen Gottsched, doch wollte er verborgen bleiben, er habe das Herz nicht sich gegen ihn zu erklären, das Lob eines Gottschedianers sei ihm doch immer angenehm. Man muß übrigens beachten, daß dies in einer Zeit geschrieben ist, wo die Spannung zwischen Gleim und den Schweizern schon angefangen hatte.

Seraphiker zu bestehen, bedürftig war. Anakreon's Ansehn und die anakreontischen Lieder hätten dieser Lebensrichtung die hinlängliche Nahrung und den nöthigen Schutz nicht gegeben, am wenigsten durch ihren poetischen Werth. Gleim's spätere Lieder nach dem Anakreon sogar (1763), und die Uebersetzungen seiner Freunde sind so fern von Anakreon, wie Gesner von Theokrit, und wie Gleim's petrarchische, horazische und Minne-Lieder von ihren Originalen. Er gestand es von seinen scherzhaften Liedern selbst, daß darin so viel Schlechtes, Ueberflüssiges und Weniges in Anakreon's Geist sei, daß er es wohl nur dem unbestimmten Geschmack zu danken habe, daß man sie schön fand und übrigens noch ungeschickter nachahmte. Noch wird hier Tanz, Wein und Liebe besungen, nüchtern und ohne Empfindung und rhythmischen Wohlklang, mit Zwang wird ein leichtfertiger Ton angeschlagen, der hier und da lehrartig klingt, und ironisch unmoralische Vorschriften verkündigt. Götz und Uz wandten sich von Anakreon's Formen zum Reim wieder zurück; sie schienen sich leichter zu bewegen in als außer diesem Zwang. Die Liebesliedchen von Uz, (aus Anspach 1720—96), die ihn Cypripor zur Laute des Tejers singen lehrte, sind gelenker als viele andere, und kein Name ist auch neben Hagedorn unter den Verehrern unsers alten Stils so oft genannt worden, wie der seinige. Wie Gleim voll Jugendgefühls der pedantischen „alten Ehrenmänner“ lacht, so sticht dieser gegen die Gelegenheitspoeten, gegen die altmodischen Dichter, die durch schulgerechte Schlüsse der Mädchen Küsse fordern; ihm ekelt vor der Liederbrut, die Gleim's anmuthlose Nachahmer hekten, in denen sich unleidlich jeder Ton stemmt und der träge Witz nur wörterreiche Sätze gebiert. Er ist selbst gegen Gleim in seinen erotischen Liedern hier und da muthwillig, in seinen Weinliedern leichter als Lessing und Aehnliche, überall flüssiger als sein Freund Götz (aus Worms 1721—81). Die anakreontischen Kleinigkeiten, catullischen Scherze, erotischen Madrigale und Epigramme dieses letzteren sind auch dem Anakreon II., Hagedorn, und dessen französischen Quellen nachgeahmt, aber wenig treu und wenig geläufig. Es ist bekannt<sup>89)</sup>, daß er unsicher und mühsam arbeitete, und man sieht auch seinen Liedern trotz der Ramler'schen Feile an, wie sauer sie ihm wurden, und die prosaischen Abfälle, die in diesen anmuthigen riens so übel stehen, konnten nicht ganz getilgt werden. Obgleich seine Mädcheninsel bekanntlich vor Friedrich dem Großen Gnade gefunden hat, so ist doch die Runde und Glätte der Französischen Lyriker, die er bei seinem langen

89) S. Voss über Götz und Ramler.

Aufenthalte in Lothringen und Elfaß lieben und nachahmen lernte, nicht von ihm erreicht; in Hagedorn vollendet sich sein Ideal, mit dem ihm alle Grazien in Deutschland ausgestorben schienen. Wo er sich vollends aus seinen erotischen Gegenständen verirrt in das, was er Balladen, Idyllen u. A. nennt, greift er überall fehl. Am nächsten wird uns der ästhetische Standpunkt dieser Anacreontiker durch Lessing's lyrische Sachen gelegt, und Jedermann weiß, auf wie wenig poetisches Verdienst diese Anspruch machen können. Wie nothwendig es war, daß unsere Sprache auch von Seiten der Gefälligkeit und Anmuth, und nicht allein von Seiten des Ernstes und der Gedrungenheit aufgeholfen wurde, und wie richtig Gleim's Ansicht sein mochte, das Bacchus und Amor uns eher helfen könnten, als Moses und David, dennoch erhielt die Poesie bei weitem nicht so viel Zuwachs von dieser Seite, als von der entgegengesetzten. Mit ihrem inneren Werthe hätte also diese Lyrik der Grazien den Anfechtungen der Moral und Religion nicht widerstanden, die sie sogleich zu erleiden hatte. Gleim's Schäferwelt wurde in den 40er Jahren in Hamburg öffentlich verbrannt; ein Geistlicher fand, nach Gleim's eigener Erzählung, aus den scherzhaften Liedern heraus, daß der Verfasser weder an Gott noch an die Ewigkeit glaube. Hagedorn selbst wünschte ja, die Anacreontiker möchten die Gottheit nicht höhnen. Sind Ihnen solche bekannt? fragte Gleim Bodmern, so will ich sie mit Dithyramben, nicht mit leichten Liedern strafen. Der Pfarrer Göz, der sich am Oberrhein in Gegenden umtrieb, wo alle schönen Wissenschaften verachtet wurden, und auf 16 Stunden Wegs kein Buchladen und keine Bibliothek war, hielt seinen Namen voller Aengstlichkeit vor dem Publikum, und seine Poesien sogar vor Weib und Kind geheim, und wollte nur das Allerstittsamste von seinen Freunden herausgeben lassen.

Man sieht schon aus den weiteren Wendungen der Dichtung unserer Anacreontiker, daß sie sich aus diesem Gebiete leicht hätten herauszuschlagen lassen. Allein sie fußten zugleich auf einer anderen Autorität, an die sie sich eigensinniger anklammerten, die sie auf das Gebiet der Moral und Philosophie herüberleitete, in dem sie sich so sicher wußten, wie die eifrigen Religiösen auf der Gegenseite. Dies war Horaz. An diesem Römer entzückten sich damals, wie wir schon bei den Leipziguern sahen, alle Männer, die in sich edel von Sitte, nach außen anmuthige Geselligkeit und einen erlaubten Genuß und Gebrauch des Lebens suchten, die des närrischen Lehrernstes der deutschen Schule satt, sich an der feinen Ironie und Urbanität des weisen Dichters erholten, dessen Weisheit von eben so viel Freiheit gehoben, dessen Freiheit von eben so viel Anstand

und Anmuth gemildert war, als die strenge Zucht in Deutschland vertrug und verlangte. Bei ihm erschien Dichtung und Philosophie am reinsten und edelsten in jenem schwesterlichen Bündniß, das damals jeder suchte; wer ihn nachahmend erreichte, durfte sich schmeicheln, ein philosophischer Lehrer im Gewande der Anmuth, ein gefälliger Dichter in der Würde des Weisen, ein bescheidener Lebemann, bei feinen Hoffitten ohne Anspruch an Größe zu scheinen. Selbst um die Fabel drängte sich daher kaum eine solche Unzahl von Nachahmern wie um ihn. Seine Dichtkunst ward verschiedentlich übersezt und galt immer mehr als ästhetischer Kanon. Seine Episteln bildete man in freieren Formen besonders in dem späteren halberstädter Kreise um Gleim herum nach. An seinen Oden versuchte sich Alles, was reimen und nicht reimen konnte, wer eine mäßige Gabe hatte, Lektüre zu nutzen, und wer ein Paar verworrene Konstruktionen zusammenbrachte. Man erklärte, verglich und rettete seine Schriften und sein Leben; selbst seine Nachahmer Balde und Sarbiewsky wurden hervorgezogen und nachgeahmt; nur schüchtern glitten Uz und Gleim zuweilen auf Petrarca mit ihrer Begeisterung über. Von den ersten rohen Uebersetzern, den Weidner, Lange, Groschuff, bis zu den Ramlar, Mastalier, den beiden Schmidt und den noch späteren, welche Verwandlungen hat dieser Dichter nicht durchmachen müssen! Seit Klopfs seine Vindicien und seinen Kommentar schrieb, oder seit Herder's Briefen über Horaz, von wie viel Seiten war der Dichter nicht besprochen und beleuchtet! In Boff's Uebersetzung und in Wieland's, wie sonderbar wechselte er die Kleider! Und wie viele unserer Odisten wurden damals mit dem Ehrentamen des Horaz belegt! Auf Einem blieb er vorzugsweise hängen, nicht weil er die dichterische Form des Originals am besten erreicht hätte, sondern weil er den Kern von seiner Lebensweisheit zuerst am treffendsten aussprach, auf Uz nämlich. Und von ihm fand man aus, daß er sogar in seiner äußeren Gestalt wie in seinem inneren Leben dem Bilde glich, das der römische Dichter von sich selbst entwarf: ein Mann von mittlerer Größe, rundlicher Figur und leicht beweglichem Körper.

Diese Lebensweisheit der anakreontischen Horazianer bildet ihre moralische, für die Zeit wichtigere und für ihre Bedeutung in der Literatur charakteristischere Seite! In Gleim's früheren Liedern spricht sie sich formell mehr als materiell aus; die durchgehende Leichtfertigkeit verkündet die liberale Lebensansicht, die der gellert'schen so sehr entgegensteht: das Welken voll Jugendlust die allerbesten, das Feinde der Freude

auch Feinde der Tugend seien<sup>90</sup>). In den „Liedern,“ wo er uns in die niedern Lebenskreise von Bürgern, Bauern, Bettlern führt, ist Alles von Frühling, Jugend, Wein und Küssen belebt, er führt uns aus der Hirtenwelt in die angrenzenden Sphären unseres wirklichen Lebens, und preist Landleben, Mittelstand, Zufriedenheit, die Mittelpunkte der weisen Bescheidenheit des Horaz. Aehnlich ist es mit Gög<sup>91</sup>); seine Lieder, in denen Herder eine Daktyliothek von lieblichen, zierlich gefassten Liedern fand, stellen jene Philosophie der Freude und der Gemächlichkeit mehr lyrisch dar, als daß sie sie didaktisch lehren. Auch seine Wünsche gehen die Mittelstraße, auch seine Theorie der Glückseligkeit sucht dieses Ziel durch Bescheidung zu erreichen; das Vergnügen verfolgen, heißt ihm es fliehen, durch bloße Empfindungen zieht man es nach. Im kleinen Dorfpalast macht ihn Zufriedenheit und Ruhe mit keuschem Scherz verschwißert zum König. Auch Uz's Lieder bringen diesen harmlos fröhlichen Sinn zum Anschauen; allein sie gaben auch der nackten Lehre deutlichere Worte, und fanden damit näheren Eingang; sie schlossen sich auch enger und auffallender, als Hagedorn, an Horazens Lehre an. Mit geheimer Zierde, singt er an Horaz, vergnügt du den feineren Geist; steh auf drei Freunde nieder, die dir stehen; sie glühen, die Muse deiner Lieder in ihrem Reize zu sehen. Dem Meister ähnlich gibt der Schüler zu empfinden, was die Philosophie mühsam lehrt, und gewinnt dadurch den Verstand; er lehrt den Muth und die Standhaftigkeit des Weisen, der das Uebel in Vergnügen verkehrt; Freude, Frieden, Natur und Frühling und die sanften Genüsse stiller Herzen singt er, und die Lust ist ihm wie Horaz der Quell der ächten Dichtung<sup>92</sup>). In seiner „Kunst fröhlich

90) Die Seele seiner Moral liegt in den bekannten Versen:

Unschuldtige Jugend, dir sei es bewußt, nur Feinde der Tugend sind Feinde  
der Lust.

Ja Jugend und Freude sind ewig verwandt, es knüpft sie Beide ein himm-  
lisches Band;

ein reines Gewissen, ein ehrliches Herz macht munter zu Küssen und Tänzen  
und Scherz.

Diese Stelle steht in den Werken hrsg. v. Körte I. p. 145. Zu einer historischen Beurtheilung Gleim's muß man übrigens auf die Originalausgaben zurückgehen, die zum Theil sehr selten geworden sind.

91) Gög's Gedichte sind in der Ausgabe von Ramler 1785 von dessen kritischer Feile zugerichtet, freilich nach des Dichters ausdrücklichem Willen.

92) Uz poetische Werke 1768. I. p. 100.

Horaz trinkt Ghier Wein und jauchzt bei seinem Weine,  
Sein ewiger Gesang ertönt in Tiburs Haine

zu sein“ ist dieser unschuldige Epikureismus zum System gerundet. Der Glückseligkeit Wesen ist die Lust; die Kunst, sich zu erfreuen, ist für uns die Kunst glücklich zu sein, und diesen Satz hält er in einer Parabel den neuen Andächtlern vor, die diese Kunst nicht kennen. Er lehrt dann das Vergnügen nicht im Sinnlichen suchen, sondern in den reineren Freuden der Tugend und Wahrheit; die Freuden, die sich die Seele denkend schafft, sind die Grazien, die dem Weisen allein lachen, seine Einsamkeit schmücken, seine Muse adeln. Zärtliche sinnliche Gefühle entehren uns nicht; der uns die Sinne gab, will nicht mürrisch die Menschheit zerstören; aber man muß die Lust der Sinne mit Geschmack genießen und mit Fassung entbehren lernen. Diese Standhaftigkeit, die niederen Güter verachten, den Schmerz lindern, den Tod ertragen zu können, wird schließlich sogar mit dem Uebergang in christliche Weisheit gelehrt.

Welche doppelte Thorheit war es von Bodmer und besonders von Wieland, diese fromme Heiterkeit mit fanatischem Eifer zu verfolgen, die noch (1751) im Kriton von ihnen gelobt worden war, und die Wieland in ihrem ganzen Umfang nachher weit ausbildete; welche Thorheit von dem letzteren, diese Dichtung der Grazien zu beschmutzen, die er bald mit komischem Eifer auszuschnücken strebte. Welcher Unsinn, diese Männer mit dem Schimpfnamen von Ungezieser zu belegen, und sie in Eine Klasse mit den schmutzigen Dichtern der Nachtigall, der Brautnacht<sup>93</sup>) und der unzüchtigen Schäfergedichte (Rost's) zusammenzuwerfen, und mit diesem letzteren zu verdammen, der noch dazu das einzige deutsche Vorbild war, von dem Wieland die Sprache der Schlüpfrigkeit gelernt haben konnte. Nichts hat daher Wieland später so sehr bereut, als diesen Angriff auf Uz, der sein Liebling ward, und nichts hat dieser so übel empfunden und so lange nachgetragen. In einem poetischen Briefe an Gleim spottet er daher bitter über den schwachen Geist, der die Grazien von dem Parnasse jagen wollte, über den finsternen Kopf, dem Schwermuth Tugend schien und Niemand weise dünkte, als wer immer weint. Auch Uzens Freund, Gronegt, griff Wielanden heftig in seinen Gedichten an. Uebrigens war dieser eben so wie auch Dusch durch Bodmer auf-

Nur an der weisen Wollust Brust. Der Wollust weise deine Leier  
 Bloß diese Mutter wahrer Lust besetzt ein Lied mit ächtem Reiz und Feuer. —  
 Der Weise kann das Glück betrügen, Auch wahres Uebel fühlt er kaum,  
 Und macht sich's leicht und macht es zum Vergnügen.

93) S. Rost's vermischte Gedichte. 1769. Die Nachtigall ist in der hier angeführten Sammlung gedruckt und Rost zugeschrieben; sie ist aber von einem anderen, berliner Dichter, eine freie Uebersetzung eines Stückes von Lafontaine.

gehezt, auf dem U3 in seinem Sieg des Liebesgottes stichelte. Die züricher Freimüthigen Nachrichten erklärten ihm den Krieg darüber; Dusch, der sich mit den Schweizern setzen wollte, die ihn bisher schlecht behandelt, machte es in seinen vermischten Schriften (1758) nach. Auch ihn fertigte U3 ab und er konnte sich jetzt schon auf die neue berliner und leipziger Kritik berufen, die sich seiner entschieden gegen diese Frömmeler annahm, auf die Briefe über den jetzigen Zustand der Literatur von Nicolai, die Bibliothek der schönen Wissenschaften von Weiße und die Literaturbriefe.

Von hier aus nämlich bereitete sich jetzt für die züricher Kritiker dasselbe Schicksal, das sie früher den leipzigen bereitet hatten, und Bodmer zerfiel deshalb mit Lessing und Weiße, eine Zeitlang auch mit Gleim, und es bildeten sich Gegensätze zwischen Ramler und Sulzer, die vorher in Eintracht gewirkt hatten. Alles waren Folgen dieses Kriegs gegen die Anakreontiker, deren sich Lessing und Weiße in Theorie und Praxis annahmen, und auf deren Seite die berliner Literaturbriefe entschieden gegen die seraphischen Dichter traten. Das verständige Prinzip, das hier von den Redaktoren Abbt, Mendelssohn, Nicolai, Lessing und Ramler gegen die Kopenhagener und Züricher und deren Ueberschwenglichkeit verfochten ward, läßt uns auf eine Art Reaktion gegen die Uebermacht des Empfindungswesen blicken; und dieser Kampf ist ein natürlicher Vorläufer der nachherigen heftigen Streitigkeiten zwischen Nicolai und Lavater. Wie sehr verschieden nämlich die Farbe der neuen preussischen Literatur von der der schweizerischen ist, und wie nothwendig diese Verschiedenheit einen Zusammenstoß herbeiführen mußte, leuchtet auf den ersten Blick ein, den man auf die durchaus trockene und verständige Richtung in Preußen wirft, nachdem man die reizbare Stimmung in der Schweiz kennen gelernt hat. Stellt man die Erzeugnisse Ramler's gegen Bodmer's, so hat man das sprechendste Beispiel dieses Gegensatzes. Dazu kamen dann die durchaus verschiedenen Verhältnisse. Ein patriotischer Wetteifer in einem monarchisch regierten Volke stellt sich gegen die univerrsellere Nebenbuhlerei der Schweizer. Eine kriegerische große Zeit erhöhte die kräftige Stimmung der preussischen Nation, als gerade die Schweizer eine beschauliche Richtung genommen hatten, und es ist daher sehr bezeichnend, daß sich an Preußen angelehnt vorübergehend die kriegerische Bardendichtung der weichen idyllischen des Gessner entgegenstellte. Wie endlich die republikanische Redefreiheit früher der schweizerischen Kritik Kraft und Nachdruck gegeben hatte, so geschah es mit der berliner, die sich der größten Ungebundenheit zu erfreuen hatte, und Sulzer, der

die kritischen Theorien seiner züricher Freunde auf die Spitze stellte, mußte vor den Literaturbriefen weichen. Wie sehr übrigens die empfindsame Stimmung, die durch Klopstock erregt worden war, diese sämtlichen vorübergehenden kräftigeren Hebungen in der Nation überflügelte, (so weit wie nur immer jener Dichter die Erzeugnisse, die aus diesen hervorgegangen waren), das beweist, daß sich die preussische Dichtung in Halberstadt aus dem frohen anakreontischen Tone in einen süßlich sentimentalen umgestaltete; daß Gleim von den Volksliedern und Kriegsgesängen zu läppischen freundschaftlichen Episteln und zu Halladat zurückging, und auch dadurch mit Bodmer und Klopstock ausgesöhnt ward. Diese Andeutungen nun werden uns den Faden durch unsere nächsten Erörterungen darbieten.

Was zuerst den allgemeinen Charakter preussischer Literatur angeht, so ist schon der Eingang französischer Bildung an dem Hof, die Gründung einer französischen Academie und einer Zufluchtsstätte für fremde Literaten, die von Seiten des literarischen Geschmacks ganz französische Färbung des sonst so deutschen Charakters Friedrich's des Großen, äußerst bezeichnend für das Verstandeswesen, das die ganze preussische Literatur beherrscht. Was wir von der Poesie des deutschen Nordens überhaupt bemerkt haben, gilt im 17. Jahrh. von der sächsisch-schlesischen, im 18. aber von der preussischen um so vorzüglicher, als sie in diesem helleren Jahrhundert umfassender und massenhafter hervortritt, als die sonstige nordische Dichtung bisher. Sie bewegt sich zwischen Musik und Philosophie, zwischen Empfindung und Verstand; einen eigentlichen wahrhaft schöpferischen Dichter von vorstrebender Größe hat Preußen trotz der lebendigsten Theilnahme an unserer neuen Literatur nicht gehabt. Es ist daher eigen, daß kein Dichter und kein Historiker Friedrich den Großen anziehen konnte, daß dagegen Wolf's Philosophie entschiedenen Einfluß auf seine Bildung gehabt hat, und daß er mit deutschen Musikern stets umgeben war. In der Geschichte der preussischen Theologie, einer Wissenschaft, die so entschieden zwischen Empfindung und Verstand sich theilen kann, sind auch diese beiden Gegensätze stets zu finden. Bald nach der Reformation haben wir in Königsberg die empfindungsvollsten Lieder neben den heftigsten und thörichtsten Kontroversen; in den Zeiten, worin wir stehen, finden wir die Pflege kirchlicher Musik neben den Bestrebungen jener Sack und Spalding, Jerusalem und Anderer, die, dem freigeistigen Könige gegenübergestellt, vor Allem trachteten, die Religion „von Unverstand zu säubern und dem gemeinen Menschenverstand begreiflich zu machen,“ und dies artete nachher in jene dürre Nüchternheit

aus, mit der Nicolai und sein Anhang auch jede Erinnerung an einen poetischen Religionsglauben zu tilgen suchten. In den breitesten Zügen des Nationalcharakters wie in den höchsten Kreisen der wissenschaftlichen Kultur treffen wir dies verständige Element vorherrschend. Die ganze süddeutsche schwerfällige Gemüthlichkeit sträubte sich von jeher gegen die Herzlosigkeit des preussischen Wizes und Anekdotenjagens, das in den Späßen der Eckensteher und in den Anekdoten von Friedrich und in den Epigrammen von Bernicke und tausend anderen Neußerungen gleichmäßig wieder gefunden wird. Männer, die dem menschlichen Leben tiefere Seiten abgewonnen haben, wie Forster und Göthe, haben sich daher übermäßig heftig über die „Entartung der Denkart in Berlin, gegen jenen saden Witz und die jolis riens des geselligen Tons, gegen das peinliche und quälerische der vielfach verbreiteten und zur Schau getragenen Bildung der Berliner“ erklärt. Und gegen jene Anfeindungen alles Poetischen, gegen die fade Aufklärerei, die von Berlin und Nicolai ausging, erhob sich seiner Zeit Alles, was von Einbildungskraft einige Begriffe hatte, und in Berlin selbst geschah nachher der Uebergang in das andere Extrem der Hyperpoesie in Tieck, Fouqué, Zach, Werner, Hoffmann, Arnim u. A., wie es immer da geschieht, wo man nicht weiß, was wahre Dichtung ist. Preußen ist durch das, was es in Philosophie und aller Wissenschaftlichkeit geleistet hat, großartig verdient geworden, und steht hier an der Spitze und auf der Höhe der deutschen Leistungen. Sein erster Eintritt in die literarische Verbindung der Welt geschah mit Copernicus! Und in diesen spätern Zeiten hat Preußen die Humboldt und Buch, die Kant, Herder, Forster und hundert Männer des ersten wissenschaftlichen Ranges geboren; es strebte immer, dem übrigen Deutschland seine großen Namen zu entreißen, und ist dadurch der Bildung in Süddeutschland wahrhaft gefährlich geworden, wo seit langeher die Sorge für höhere Bildung nirgends in einer heilbringenden Stetigkeit betrieben worden ist. Die Gebiete aber, in denen die Phantasie zu Hause ist, haben von Preußen wenig Anpflanzung erfahren. Es ist daher bezeichnend genug, daß ein Eingeborner, der sich gegen das verbe Verstandeswesen empörte, der allem logischen Denken und aller Philosophie blind entgegen war, daß Hamann mit seinem Vaterland, mit seinem großen König, mit dem großen Philosophen Königsbergs und mit der Welt in Berlin, das ihm ein Babel war, ganz zerfiel. Eben so eigenthümlich ist es, daß die bedeutendsten Männer aus Preußen hervorgingen, die oft das beste Kunsturtheil, den schärfsten Kunstverstand oder auch die feinste Kunstempfindung hatten, ohne das geringste Schöpfungs-

vermögen damit zu verbinden. Dahin gehören die unsterblichen Namen Winkelmann's, des jungen Forster's, Wilh. Humboldt's und Herder's, der als ein Zögling der Königsberger angesehen werden darf. Unter ihnen hat Winkelmann selbst den Satz ausgesprochen, daß in einem Lande wie Sparta die Künste nicht Wurzel fassen könnten und, gepflanzt, entarten müßten. In den Zeiten, als sich die deutsche Dichtung selbständig erhob, setzten sich die Nicolai und Hermes gegen die versprechendsten Erscheinungen, und die Romane von Beiden und von Hippel sind mit die charakteristischsten Vertreter preussischer Literatur in jenen Tagen. Als die Literaturbriefe in Berlin als Richter des Geschmacks auftraten, fühlten die Verfasser bald, daß kein dichterisches Vermögen unter ihnen war, und daß sie, wie sie selbst sagten, ihre poetische Blöße zu decken, den einzigen Ramler hätten. Und dies ist eben der rechte und ächte Vertreter der damaligen Schule in Berlin, aus der bald genug die Poesie ganz wegstüchtete in einen anderen Zufluchtsort. Gleim, der eine ungemaine Beweglichkeit in die deutsche Literatur brachte, hatte die Poesie aus Halle nach Berlin geführt, aus Meier's Schutz in den des Ramler, er führte sie aber auch bald wieder weg nach Halberstadt, was bezeichnend genug ist, weil er mit der preussischen Verständigkeit einiges niedersächsische Gemüth verband, daß ihn nie von Klopstock und dessen Schule ganz trennte. Das Aehnliche hat Göthe in einem spöttischen Tone geäußert, wo er uns von Gleim's Gedichten, die so gut wie vergessen sind, glauben machen will, sie seien dem allgemeinen deutschen Wesen am meisten verwandt. Sie sind, fügt er bei, der Ausdruck eines gemüthlichen Menschenverstandes, innerhalb einer wohlgefinnten Beschränkung.

Gleim kam nämlich nach 1740 aus Halle nach Berlin und Potsdam, und lernte dort zuerst Kleist kennen, der in einem Duell verwundet worden war und krank lag. Die Anekdote ist bekannt, daß Gleim mit der Vorlesung eines seiner scherzhaften Lieder zu der Heilung des Kriegsmannes beigetragen habe, der sich nun entschiedener als vorher der Dichtung widmete und so, neben dem General von Stille, die ersten Funken einer literarischen Kultur in die preussische Offizierwelt trug, die nachher mächtig um sich griff. Auch mit Spalding kam Gleim in Verbindung und mit Karl Wilh. Ramler (aus Colberg 1725—98), den er dem lästigen Studium der Medicin entzog, indem er ihn als Hauslehrer zu seiner Schwester empfahl. Später brachte er Sulzer nach Berlin, und die erste Frucht dieses Zusammentreffens waren 1750 die Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, die von Sulzer, Ramler, Suro u. A. her-

ausgegeben wurden, und dann die Wochenschrift, der Druide. Ramler lehrte seit 1748 an der Kadettenschule, die Friedrich neu eingerichtet hatte, um sein Militär vernünftig zu machen; er trieb bald statt der Logik Geschichte und schöne Literatur, zog einen großen Kreis von Zuhörern an sich, und wirkte nun wie Gottsched und Gellert auf Stil und Geschmack. Alles bezog er in seinen Studien auf Poesie; er hatte ein feines Gehör für Rhythmus schon in seiner Jugend gezeigt, und hatte sich unverhofft schon im 10. Jahre einen Dichter nennen hören. Weiterhin schien er sich ganz zum Dichter geboren; seine Mutter war zur Zeit seiner Empfängniß ins Bad gereist, mehr um der Nachtigallen, als um des Bades willen, wie sie sagte: dies nun war ihm das huldreiche Lächeln der Melpomene über seiner Geburt. In Wahrheit aber war ihm von den Gaben der Musen, des Hyäus und der Aphrodite nichts geworden. Seine Wirksamkeit ist durch nichts so berühmt und berüchtigt, als durch das, wozu ihn eben seine poetische Unfruchtbarkeit antrieb, durch Sammeln von Blumenlesen, durch Kritik der Gedichte seiner Freunde, durch Uebersetzung seines *Batteur*. Noch spät machte er den Plan zu einem Reimlexikon. Der Mittelpunkt seiner ganzen Thätigkeit wurde die Bearbeitung der Einleitung in die schönen Wissenschaften von *Batteur* (1758), der damals der Lieblingsästhetiker in dem Kreise *Cramer's* und *Schlegel's* war, und in *Ramler's* Uebersetzung eine ganze Zeit lang als Lehrbuch galt. Hier kam noch einmal die französische Technik als griechische zu uns herüber, die Lehre von der Nachahmung ward das Princip der Kunst; und obwohl *Ramler* sich überall als einen Franzosenfeind zeigt, so ist er doch dem französischen Geschmacks aufs stärkste verfallen, und hat auch ihre pathetische Tragödie so gut wie *Klopstock* für ächte Nachbildung der antiken genommen. Indem er aber bei dieser Arbeit am *Batteur* die Beispiele aus deutschen Dichtern suchte, fand er so Vieles zu bessern, um vollkommene Muster zu gewinnen, daß er dieses Geschäft der Korrektur nun anfing ins Große zu treiben, das er übrigens auch schon früher mit Eifer gegen sich und andere ausgeübt hatte. Wenn er in seiner „*Werkstatt*“ saß, so lachte er oft laut und spottete seiner selbst mit lauter Stimme, wenn er heute las, was er gestern geschrieben hatte. Als er (um 1747) *Lange's* *Oden* mit *Gleim* durchging, so zankten „*Anakreon* und *Horaz*“ halbe Tage um ein Wort, verwarfen eine Zeile und stellten sie her, und „holten ihren Tadel und Lob aus dem Innersten der Philosophie“<sup>94</sup>). In den ersten Rosenjahren dieser poetischen Freund-

94) *S. Lange's* Sammlung freundschaftlicher und gelehrter Briefe 1769.

schaft war dies vortrefflich. Damals als Lange und Pyra, Gleim und Jacobi, Lessing mit Ramler oder Moses, Götz mit Uz und Andere mit Andern in Einerlei Werk als Zwillingssdichter und poetische Dresse und Pylade Arm in Arm gingen, tauschte man friedlich, in demselben kritischen Eifer wie die Bremer Beiträger, seine Arbeiten aus, tadelte und lobte, und nahm das Eine willig auf, und das Andere nicht übel. Ramler war in seinem Lobe farg und ward es immer mehr, je mehr die Anderen ihm ihre Gedichte überließen. Uz nahm seine Verbesserungen mit Freuden an, Götz dankte ihm innig, daß er sich seiner Kinder erbarmte, Kleist, Kuh, Nicolai, die Karschin, Lessing und Weiße ließen ihn in ihren Werkchen gewähren, und es ist keine Frage, daß er mit seinem rhythmischen Feingefühle die altmodischen Unebenheiten oft tilgte, und also unter diesen Poeten eine wahre Autorität war, in einer Zeit, wo (wie Voss mit einem Stich auf Herder sagt) die „dieser besonnenen Dichtung ungünstige Poetik der 70er Jahre noch nicht begonnen hatte, da ein talentvoller Mann kühnen Wurf und ersten Guß in poetischer Prosa zu empfehlen und in prosaischer Poesie auszuüben begann.“ Gessner hielt Ramler's Kritik nicht aus, und schrieb dann in Bodmer's Schule, der in seiner nachlässigen Nachahmerei der reinste Gegensatz zu Ramler ist; es ist gewiß keine Frage, daß ihm Ramler sehr gut gethan haben würde. Aber hier zeigten sich schon die Gegensätze zwischen Berlin und Zürich. Mit der Zeit ward dann Ramler anmaßender; seine Person ward ganz Eizerei und Eigenliebe; seine Dichtungen sprachen, mit Pindar's Worten, von den goldenen Pfeilen, die ihm im Köcher klrirten; seine Kritik ward schärfer und unduldsamer und machte ihm Feinde. Lichtwer's Fabeln gab er verbessert ohne dessen Vorwissen heraus, was diesem äußerst beschwerlich, obwohl nicht ohne Nutzen war. Weil Mendelssohn ihm seine Psalmen nicht durchzusehen gab, nannte sie Ramler in einem Lobgedichte auf denselben von kälterer Sprache. Weil Gleim weiterhin stets weicher und empfindlicher wurde, die spigen Ausstellungen Ramler's nicht mehr ertrug, zuletzt nur Bosheit und Herzlosigkeit in seinen Briefen sah, und als jener seiner freundschaftlichen Tyrannei nicht nachgab, ihm aufkündigte, so übergab Ramler dafür in seinem Bateau die Kriegslieder mit Schweigen und lobte dafür die schlechten Amazonenlieder des willigeren Weiße. So bildeten sich Gegner, die es dann mit Schadenfreude aufnehmen mochten, als Chodowiecky den todten Kleist im Sarge abbildete, wie ihn Ramler rasirte. Nichts ist charakteristischer für die Poesien dieser Zeit, als wenn man die oft seinen Einzelheiten der Verbesserungen Ramler's mit seinen eigenen Gedichten im Großen

vergleicht. Alles ist hier nachgeahmt und erlernt, schwach und geschmacklos, Alles soll im antiken Kleide erscheinen, und diese „gemachten Gefühle, die aus der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten fließen“, die Anlehnung und Abhängigkeit von Horaz hat Ramler auf seinen Schüler Blum (aus Rabenau), bei dem sie Göthe lästig fiel, und auf viel spätere märktische Dichter, wie Stägemann, vererbt. So wie Ramler die kleinen Häuslichkeiten des deutschen Stubenlebens, viel hochtrabender als Boff, in antikem Tone bespricht, die geröstete Frucht des arabischen Kaffeebaumes trinkt, während ein blaues Ambrosiawölkchen die Stirn' umwirbelt, wie er bei Einweihung eines Kamins den Vulkan besingt und bei dem Tod einer Wachtel eine Nanie anstimmt, so meint er mit bloßer Einkleidung in Mythologie und Allegorie poetische Form gewonnen zu haben; und nach jener übeln Sitte, nach der man Friedrich den Großen in eine antike Statue bilden wollte, nach der Ramler's Freund Knde damals die Siege Friedrich's unter der Allegorie der Arbeiten des Herkules darstellte, gab Ramler selbst damals Denkmünzen an, und führte Orte und Personen unter alten Namen auf: Berlin ist Athen, die Kaserne ein Tempel des Mars, der König Herkules, Daun der österreichische Fabius u. s. f. Seine Oden sind oft ganz über horazische Risse geformt: seine Concordia ist eine Nachahmung von Horazens Ode an das Glück; die an den Arzt folgt der horazischen an den Weinknaben und andere wieder anderen. Seine Uebersetzungen der horazischen Oden sind allerdings von Vielen später benutzt, aber auch von Vielen übertroffen worden. So wie diese schläfrig und selbst metrisch sehr nachlässig sind<sup>95)</sup>, so haben seine eigenen nichts von der Kühnheit, um die er die Lateiner beneidete, und der Klopstock so keck nachstrebte; seine ganz Kunst besteht darin, daß er lange Perioden in seinem schwierigen Maße in so natürlicher Folge bindet, daß aufgelöst eine einfache Prosa daraus wird<sup>96)</sup>. Alles steckt er voll Allegorien, die oft in Dingen

95) Man darf nur aufschlagen, wo man will. 3. B. vergleiche man mit Boffens Uebersetzung das:

Welch ein Jammer, wenn man weder sich der Liebe Spiel erlauben — u. s. f.

96) Poetische Werke hrsg. v. Göcking. 1800. Zur Probe: I, 211.

Schuggeist, sitze nächstlich am Haupte junger Gekrönten; zeige diesem den goldenen Fallstrick, den ihm ein Sklav eines benachbarten Königs legte; nimm jenem den Nebel von dem Gesicht, daß er die redlichen Weisen sehe, von denen er lerne, Bündnisse klug schließen und unverrückt halten, Schätze des Staats und seiner Bürger zugleich mehren, den Ueberfluß in die prächtig erweiterten Städte bringen, und Macht, Freiheit und Sicherheit in das völkerbesuchte Land. — Man sieht wohl,

gesucht sind, an die kein symbolischer Scharfsinn ohne die breiten Noten jemals gedacht hätte. Und hierin gleicht er den nürnbergischen Emblemattikern ganz, daß ihm die Allegorie vielleicht die höchste poetische Kunst zu sein scheint! Dies sagte er in der genannten Zeitschrift, den kritischen Nachrichten, und eben dort wird auch, gerade wie bei jenen Nürnberger bildnerisch-musikalischen Poeten, auf die Feinheiten seiner Oden für Aug' und Ohr aufmerksam gemacht. In der Ode an den Granatapfel, der in Berlin gewachsen, liefen die Strophen gegen das Ende schmal zu und spitzten sich wie ein Pfeil, was dem Auge so schön dünke als dem Ohr wohlklinge! Es seien darin Verse, die gleichsam Kränze flöchten, oder wie der Sturmwind eilten. Nicht leicht fänden sich darin drei Konsonanten hinter einander, kein Reim zweimal, kein Hiatus, nicht einmal zwischen zwei Versen. Dies letztere hängt wieder mit Ramler's musikalischem Gehöre zusammen. Auch Er nämlich sucht wie Klopstock im Horaz die musikalische Seite, die Ode, nicht wie Uz die moralische, die Epistel und Satire. Er ist eben hierin so eigenthümlich, daß sich Musik und Kritik, Gefühl und Verstandesdürre so nah bei ihm berühren. Er hatte den Vortheil mit Graun und Krause in Verbindung zu stehen, er vollendete für jenen den Tod Jesu, den die Prinzessin Amalie angefangen hatte, und übersezte für eben diese das Alexanderfest von Dryden. Auch hat Graun Schlacht- und Loblieder von ihm gesetzt, und mit Krause, der das erste Werk in Deutschland über musikalische Poesie geschrieben, machte er den ersten Versuch, für den geselligen Gesang zu wirken; sie gaben 1758 zwei Hefte Lieder heraus, mit leichten Kompositionen von beiden Graun, Quanz u. A. So hat er viele andere Kantaten, Operetten, Singspiele und Gelegenheitsstücke geschrieben, und er ist neben Gleim der Chorführer der ganzen Reihe jener bardischen Dichter, die von großen Persönlichkeiten angefeuert wieder Gelegenheits- und Lobgedichte verfertigten, die sich von denen des 17. Jahrh. nur durch bessere Objekte und poetische Gabe unterscheiden. Und so findet sich denn Manches bei ihm zusammen, was an die ersten preussischen Dichter Dach und Albert zurückerinnert.

Ramler war schon in den Bremer Beiträgen sehr frühe aufgetreten; er producirte aber wenig, wie die Freunde des hallischen Bundes auch, und so stand die preussische Dichtung langehin still. Kaum ließ Gleim einige Lieder und Fabeln ausgehen und auch sein und Ramler's Freund

dies ist Prosa, die nicht einmal rhetorisch sich versteigt, und nun darf man nur das Versmaaß abtheilen; es ist keine Sylbe verändert.

Christ. Ewald von Kleist (aus Pommern 1715—59) dichtete wenig und ohne großen Beruf. Er hatte schon in seiner Jugend gereimt, und sein Talent bescheiden an Stöckel und Gottsched gebildet, deren er sich auch gegen Gleim noch annahm; die Spuren des schlesischen Geschmacks trug er unverkennbar an sich. Gleim trieb die Dichterkraft in ihm zur Reife, auch Lessing spornte ihn zu Epen und Tragödien, die er mit Widerstreben schrieb; in Einem Nu war er mit der ganzen dichtenden Welt in Verbindung und ward nun mit in den Strudel gerissen. Was ihn zum Dichter machte, war derselbe Hang zur Einsamkeit, den Klopstock trug, Noth, unglückliche Liebe und eine krankhafte Anlage, die sein freies und selbst unbändiges Gemüth drückte, ein ganz edles goldenes Herz, und jenes musikalische Feingehör, das Klopstock und Ramler eigen war. Aus dieser letzten Eigenschaft floß sein Vertrauen zu Ramler, den er in seinem Frühling schalten ließ, auch wenn ihm das Herz dabei weh that; und seine Achtung vor Klopstock, nach dessen Messias er erst an eine deutsche Dichtung glaubte. Sein Geschmack bestimmt sich ganz nach dieser Eigenschaft. So liebte er die Naturdichtungen von Zachariä und Uz, aber die geschmacklosen Malereien von Zwiebeln und Meerrettig bei dem Einen mißfielen ihm, und die vielen Lorbeerwälder bei dem Andern: Hauen Sie doch ein wenig aus, schreibt er an Gleim; und rupfen sie auch den Majoran weg, der besser in eine schöne Wurst als in ein Gedicht paßt. Dies sind eben die Verbesserungen, die auch Ramler zu machen hatte, dem immer der würdevolle Klang antiker Poesie das Ohr rein und edel hielt. Eben mit diesem musikalischen Maasstabe richtet sich Kleist gegen Uzens lateinische Prosodie: man muß bei uns das Silbenmaaß bloß nach dem Gehöre richten, sagt er, und ich weiß nicht, was Uz mit seinen reinen Daktylen will. Laßt unsere Nachkommen sich aus uns eine deutsche Prosodie machen, wie die lateinischen Grammatiker die Prosodie aus den Autoren zogen, nicht diese aus jenen<sup>97</sup>). Ganz so ist nun auch sein Frühling, (eigentlich die Landluft), das berühmteste seiner Gedichte (1747), eine musikalische Dichtung. Ein unverdorbenes Naturkind führt uns, wie Brockes, zur lebendigen Empfänglichkeit für die Reize der Natur und ohne das Systembuch in der Hand zu haben wie jener, oder das Schnupstuch wie Gefner. Dem durchaus kräftigen Charakter folgen wir noch einmal so gern, wenn er uns die Reihe seiner Naturbilder zeigend vorführt, und lauschen ohne das Gefühl der Mattigkeit seinen Empfindungen und den ergreifenden

97) Kleist's Werke hrsg. v. Körte 1803. I. 20.

Klagen seiner Sehnsucht nach der Geliebten und den Freunden, nach Ruhe und Dichtung, die in einer nach Reinheit, Reichthum und Hoheit ringenden Sprache vorgetragen sind. Auf dieser Einen schöneren Seite ganz Empfindung wie Klopstock, ist er aber auf einer andern oft bloß wieder Gedanke und vereinzelte Anschauung wie Ramler. Wir haben kein erschöpfenderes Urtheil als Schiller's über ihn. Die Reflexion, sagt er, stört ihm das geheime Werk der Empfindung. Seine Phantasie ist thätig, doch möchte man sie eher veränderlich als reich, spielend als schaffend, unruhig fortschreitend, als sammelnd und bildend nennen. Schnell und üppig wechseln Züge auf Züge, aber ohne sich zum Ganzen zu gestalten. So lang er bloß lyrisch dichtet und bloß bei landschaftlichen Gemälden weilt (wie im Frühling), läßt uns theils die größere Freiheit der lyrischen Form, theils die willkürliche Beschaffenheit des Stoffes diesen Mangel übersehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gefühle des Dichters als den Gegenstand selbst dargestellt verlangen. Der Fehler wird aber allzu merklich, wenn er sich wie in (dem epischen) Cissides und Paches, und in dem (dramatischen) Seneca herausnimmt, Menschen und menschliche Handlungen darzustellen, weil hier die Einbildungskraft sich zwischen festen und nothwendigen Grenzen eingeschlossen steht, und der poetische Effekt nur aus dem Gegenstande hervorgehen kann. Hier wird er dürftig, langweilig, mager, und bis zum Unerträglichen frostig; ein warnendes Beispiel für Alle, die ohne inneren Beruf aus dem Felde musikalischer Poesie in das Gebiet der bildenden sich versteigen, wie denn dem verwandten Thomson die gleiche Menschlichkeit begegnet ist. — Dieses streng scheinende Urtheil ist nicht um einen Zug übertrieben.

Kleist ist in seiner Landlust ganz von dem elegisch sentimentaln Geiste beherrscht, der in Klopstock's Dichtungen liegt, er ist auf dem idyllisch malerischen Gebiete der Brockes und Gessner, er sehnt sich wehmüthig nach Friede und Muße, er verflucht die Kriege und läßt den Eroberer Alexander wie einen armen Sünder klagen. Aber nun bricht der siebenjährige Krieg aus, und in dem kernigen Manne, in dem die Kraft seiner Jugend sammt ihrem Leichtsinne bisher geschlummert hatte, brach die alte Ehrsucht und kriegerische Natur wieder durch. Aus Noth und Niedrigkeit herausstrebend nährte er seinen Ruhm und seine Schlachtbegierde, vergaß über Thaten und Krieg die Freunde und die lyrische Dichtung, versuchte es mit dem epischen Stücke Cissides und Paches, das Clover's Leonidas anregte, das die Kriegslust, nicht mehr die Landlust eingab; er vertheidigte jetzt den Krieg und redete nun vom Alexander anders als

wenige Jahre vorher. Der Tod fürs Vaterland ward das Ziel seiner Wünsche und seines Lebens<sup>98)</sup>. Er starb 1759 in der Schlacht bei Kunnersdorf nach einer denkwürdigen Tapferkeit den wahren Tod eines Helden. Sein Fall erschütterte seine Freunde Gleim und Lessing aufs heftigste; diese seine Tapferkeit gewann der deutschen Dichtung und Literatur weit mehr die Herzen des preussischen Heeres und Volkes, als es je seine Poesien vermocht hatten, die er bei Lebzeiten vor seinen Kameraden sorgfältig versteckte; auf dem Grabe des kriegerischen Sängers ließ Kretschmann den Bardengesang erschallen, der eigentlich die ganze Bardendichtung hervorrief.

Wie dieses Eine Ereigniß, so machte der ganze 7jährige Krieg eine schlagartige Wirkung in Deutschland. Es trat nicht nur diese Eine Persönlichkeit in einem poetischen Glanze hervor, auch auf viele andere hatte die kräftige Stimmung dieser Jahre einen entschieden vortheilhaften Einfluß, und hier müssen die Keime gesucht werden zu jenen jungen Charakteren der 70er Jahre, die mit einer neuen Kühnheit unsere alte Literatur erschütterten. Der kriegerische Ton der Literaturbriefe, die gerade in die Jahre des Kriegs fallen, der erobernde Ungestüm Lessing's, mit dem er alle hergebrachten Gattungen angriff, sind von den Einwirkungen der Zeitverhältnisse nicht frei. Das peinigende Gefühl gedrückter Verhältnisse und dürftigen Lebens, das sich gleichmäßig in den Lessing, Kleist und Winkelmann regte, erhielt hier neue Nahrung, und ihre Strebsamkeit neuen Schwung. Ein gewaltfameres Treiben, eine Hast der Gefühle und Leidenschaften, ein rascherer Umschwung kühnerer Ideen und Ansichten durchdrang die Nation. Es kam in die Lebensschicksale eben dieser Männer und Anderer eine neue Bewegung, und wieder in Andere ein poetischer Anstrich, der in dem Geschlechte neue Empfänglichkeit für die Dichtung der Leidenschaft und Handlung anregen mußte. Eine unbestimmte Unruhe faßte die Menschen, und riß sie hier zur Größe, hier ins Verderben. Der Freiherr von der Trenk ist das bekannteste der mannichfachen Beispiele, die sich hier anführen ließen. Ein Freund Kleist's, der Epigrammatist Fr. Ewald aus Spandau, Auditor in Prinz Heinrich's Regiment, forderte in dem ersten Jahr des letzten Feldzugs seinen Abschied, ging an den Hof der Landgräfin von Darmstadt, ward von

98) In Ciffides und Paches schrieb er sich selbst diese Inschrift auf sein Denkmal:

Der Tod fürs Vaterland ist ewiger  
Verehrung werth! wie gern sterb ich ihn auch  
Den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft.

Liebe berückt und entlassen, trieb sich nun in aller Welt um, fiel in Rom Winkelmann zur Last, soll dann in Livorno gebettelt haben, und in Afrika gestorben sein. Friedrich selbst hatte sich in einer gedrückten Jugend frei erhalten müssen; er war unter Umständen aufgewachsen, denen sonst kein Regent unterworfen zu sein pflegt; auf seiner Jugendgeschichte ruht ein Strahl jener Freundschaftsschwärmerei, auf seinem ganzen Leben der Zug des allgemeinen Bildungstriebes, in seiner Seele jener wetteifernde Ehrgeiz, was Alles die ganze Zeit mit ihm theilte. Nun kamen jene Thaten hinzu, die dem philosophischen Helden die Bewunderung der Welt verschafften; sie gaben seinen patriotischen Dichtern einen Gegenstand der Bewunderung, einen Anstoß der Begeisterung und der Poesie „die Ereignisse der Völker, das Menschlichste, auf dem sie ruhen konnte.“ Gleim war durch die stete Verbindung mit Kleist mitten in die Kriegseignisse versetzt; der gleiche Enthusiasmus des Freundes für den Freund, des Unterthans für den König, des Patrioten für das Vaterland begeisterte ihn zu den Liedern des preussischen Grenadiers (1756. 7.), die sonst seiner Natur sehr abgelegen hätten. Der glückliche Anschluß an die Begebenheiten des Tages, die Maske, unter der der gelehrte Dichter eine Weile verborgen blieb, die Aufregung und Theilnahme an den öffentlichen Dingen schafften diesen Liedern allgemeinen Beifall. Nicht allein Weiße ahmte sie in den Amazonenliedern, Lavater in den Schweizerliedern, Willamov in russischen Kriegsliedern und Andere anders nach, auch Lessing übersah es, daß der Patriot darin den Dichter überschrie, und Herder sogar meinte, sie hätten mehr Anspruch auf Unsterblichkeit als die Kriegslieder des Tyrtäus. Göthe hat mit Recht darauf hingedeutet, wie überraschend diese frisch aus dem Leben gegriffenen, originalen Stücke gegen die platte, nachgeahmte Dichtung der früheren Jahre abstechen mußten; und Lessing, der in seiner empfehlenden Begleitschaft aufs feinste die Fehler dieser Lieder bezeichnete, verbat sich jedoch mit Recht den französischen Maßstab, und verglich den Dichter mit den alten Varden. Bald hieß er im ganzen Reiche nicht mehr anders, und der gräcisirende Ramler sogar gab sich selbst den Ehrentitel des brennischen Varden. Lessing's Philotas war ganz von dem kriegerischen Geiste der Zeit eingegeben, und ihn setzte Gleim in frischester Wärme in Jamben um. Die Minna von Barnhelm nannte Göthe von unberechenbarer Wirkung, das erste Werk, das den Blick in eine höhere bedeutendere Welt aus der bloß literarischen und bürgerlichen eröffnete, in der sich die Dichtkunst bisher bewegte. Ramler ist dort fast am vorzüglichsten, wo er gehoben durch Friedrich's Größe die Sänger Heinrich's,

und Ludwig's ganze Zunft hinter sich zu lassen hoffte. Willamov's pin-darische Lyrik und Deni's und Mastaler's Oden trugen den von ihm und Gleim angestimmten Ton nach Petersburg und Wien, und sangen Katharine, Maria Theresia und Joseph, wie Klopstock seine dänischen Könige feierte. Die Karschin gehört ganz hierher; ihre Natur hatte sie zur Dichterin gemacht, aber die Siege des Königs gaben ihrer Dichtung ein neues Gepräge, sie schloß sich an Gleim und Ramler mit ihren Ehrengesängen an. Wie bei Kleist der Fall war, so brachte ihr Leben entschieden mehr poetische Elemente mit als ihre Dichtung. Ein schlesisches Bauernmädchen<sup>99</sup>), die mit 13 Jahren die Rinder weidete, mit einem Hirtenknaben Volksbücher las und sich aus der schönen Melusine Ritterideale bildete und Naturlieder dichtete, die dann mehrmals unglücklich verheirathet und ins tiefste Elend gebracht war, endlich durch Gelegenheitspoesien bekannt und nach Berlin gebracht ward, wo sie in die erste Gesellschaft gezogen, am Hofe empfangen, in Verbindung mit den größten Literaten gesetzt, als deutsche Sappho begrüßt ward, eine solche Erscheinung war wohl für die neuigkeitsfüchtige Welt reizend genug<sup>100</sup>). Es schien, als ob Preußen neben dem würdigen Stoffe dieser Jahre auch Anekdoten und Sonderbarkeiten zur deutschen Literatur hätte liefern wollen, mehr als würdige Dichtungen. War es nicht sonderbar genug, daß ein Wiener, ein Jesuit, den preussischen König besang, der freilich die Jesuiten lobte, seitdem sie die Welt verfolgte? Und war es nicht ganz etwas Neues, der sibyllinische Ton, in dem sich der Magus in Königsberg zuweilen vernehmen ließ? Und in Berlin haben wir bald einen Buchhändler, der den literarischen Mäcenat machte, und einen Juden, der sich zwischen Komptoirgeschäfte und sokratische Philosophie theilte. Ueberall wo neue Ideen in Schwung kommen, beobachtet man, wie auch heute in politisch-moralischer Beziehung, daß Juden und Frauen kraft ihrer leichteren Erreglichkeit gerne mit thätig sind. Moses Mendelssohn sammelte einen ganzen Kreis jüdischer Literaten um sich, die Gumpertz, Friedländer, Salomon Maimon u. A., in Königsberg Cuchel, in Breslau Ephraim Kuh. Noch dieser letztere gehört mit seinen Schicksalen als Seitenstück neben Gwald. Leichtfinn und Gutmüthigkeit brachte ihn um sein Vermögen, falsche Empfindlichkeit um seine Versorgung, mit den

99) Eine spätere Landsmännin der Karsch, eine ähnliche Naturdichterin, aber bescheidener und glücklicher war die Webersfrau Schubert in Würseldorf, deren Gedichte 1811 bekannt wurden.

100) Ihr Leben ist in der Ausgabe ihrer Gedichte, von ihrer Tochter von Klencke, 1792

Trümmern seines Besitzes durchreiste er in hypochonderer Stimmung die Welt, die Leibzölle reizten seinen Menschenhaß, Armuth und zerrüttete Nerven, Unmäßigkeit und Mangel an Selbstbeherrschung, dazu die Plakereien von orthodoxen Glaubensgenossen und christlichen Freunden trieben ihn zum Wahnsinn<sup>101</sup>).

In dieser flüchtigen Skizze von dem, was Preußen und sein König und seine Geschichte unmittelbar auf die deutsche Literatur wirkten, mischt sich Großes und Kleines, und Scherz und Ernst. Ist es aber auch nicht ein Spott, ein Volk zu sehen, in dem für Thatengröße und Völkerschicksale so wenig Sinn liegt, daß in der Zeit der größten dichterischen Erregung eine Erscheinung, wie dieser ruhmreiche schlesische Krieg nichts Wichtigeres hervorruft, als jene sogenannte *Vardenichtung*, die so flüchtig vorbeiging und so hohl und bedeutungslos geblieben ist, wie ihr Gegensatz, die *Idyllendichtung* jener Zeit? Geht man nämlich dieser *Vardenpoesie* auf den Grund, so ist sie auf der einen Seite nichts als eine erneute *Hofpoesie*, wie sie die Besser, Canig, Heräus und Pietsch betrieben hatten. Nur die größeren Personen, um die sich das Lob dreht, und nur die gehobnere Sprache und Form der Poesie, die Herstellung eines ächteren *Odenstils*, gibt dieser Poesie ein klein wenig mehr Werth. Wie voll in Gleim's Liedern Alles von seiner Bewunderung des Königs ist, ist bekannt; sein Enthusiasmus litt hier wie in der Freundschaft keine Laueit, er konnte sich gegen Klopstock und seinen Waffenträger Cramer erboßen, die stets auf den kriegerischen Friedrich Ausfälle thaten, und dafür ihren Christian in den Himmel erhoben, der das Papier zum Messias geschenkt hätte. Aller seiner Freunde Versammlung war ihm wohl nicht so viel als die Eine Unterredung, die er spät bei dem König erlangte, und die ganze Gallerie ihrer Bildnisse wog ihm schwerlich den Hut des alten Fritz auf, der ihm nach dessen Tod für seine Unterthanen-Schwärmerei geschenkt ward. Mehr als an seine mehr popularen Lob-sprüche lehnen sich an Ramler's *Oden* die übrigen Fürstendichter an. Anna Louise Karfch (aus Schlesien 1722—91) hatte in ihrer frühesten

101) Seine von Ramler durchgesehenen hinterlassenen Gedichte (1792) sind nur als Abbild des Verfassers merkwürdig. Sein Zorn gegen die intolerante Christenchaft, seine freie Religionsansicht, getäuschte Freundschaft, Geringschätzung des Geldes, Alles drückt sich in diesen Spigrammen aus, die übrigens meist auf den gewöhnlichen Schlag sind, und nur durch anakreonische Ländeleien und Madrigale die eingestreut sind, etwas Besonderes haben. Diese Gattung kleiner Spielereien, die weit besser sind als das Aehnliche bei Gleim, fällt desto mehr auf, da er sie meist in dem Mittelzustand zwischen Wahnsinn und Vernunft machte.

Zeit die schlesische Dichtung gleichsam wieder zu ihren ersten Anfängen zurückgeführt, zur Gelegenheitspoesie. Lieder von Franken hatte ihrer poetischen Anlage die erste Richtung gegeben. In allen ihren Gedichten ist höchstens das von einigem Interesse, wo sie anspruchslos auf die Vergangenheit zurückblickt. Das übrige ist nichts als die platteste Gelegenheitspoesie, und dies ist überall das weite Gemeinsame der damaligen preussischen Dichtung, daß sie nichts thut als das gemeine Leben in Verse oder Romane tragen. Die vertretende Gattung in dem halberstädter Kreise ist daher die poetische Epistel, die sich ganz an die Wirklichkeit und gewöhnliche Personen und Dinge des Lebens schließt. Auch sie ist von der Karschin behandelt worden, als sie mit den Halberstädtern in Verbindung trat. Kaum werden einige ihrer Hof- und Gratulationspoesien in ihren besten Zeiten von 1741—8 durch größere Gegenstände, wie durch des Königs Persönlichkeit, gehoben; sonst ist es ergötzlich genug, ihre gereimten Dankfagungen an die Hofbauadministration und andere Wohlthäter zu lesen<sup>102</sup>). Wunderbar streitet sich in ihren Sachen diese dürftige Prosa mit dem altschlesischen Pompe, den sie mitbrachte, und dem sappho-griechischen Anstrich, den ihr Ramler zu geben suchte. Am verwandtesten mit Ramler steht in dieser Reihe J. Gottlob Willamov (aus Morungen 1736—94), der durch seine Fabeln uns bekannter geblieben ist, als durch seine Oden, Enkomien und Dithyramben, die dagegen in jenen Jahren des Krieges, da die ersten entstanden, angesehenere waren und ihm den Namen des deutschen Pindar eintrugen. Nicht allein Friedrich und Berlin sind die Gegenstände seiner Preisgesänge, sondern, da er später nach Petersburg kam, auch Katharina, Peter, Sobiesky und Petersburg. Schon Herder, der seinen Landsmann so viel nur möglich schonte und bei dem es eine Art Ehrgeiz schien, ihr „gemeinsames verschrieenes Bööten in besseren Ruf zu bringen, hat angedeutet, welche ungeheure Kluft die heutigen Verhältnisse von dieser hochgehenden Form trennt, die nur in jener schrankenlosen Sprache, jener Sinnlichkeit und Bilderwelt der Alten, unter bacchischen Gegenständen und Tänzen möglich war. Willamov verspräche Dithyramben auf dem Titel, in der Vorrede nur halb, im Buch seien gar

102) In der von Gleim besorgten Ausgabe ihrer Gedichte 1764 fängt ihr Dankgedicht für ein Paar Desen so an:

Vergebung von der königlichen Administration bitt ich,  
 Weil auch des Winters Länge Sich so nach und nach hinweg geschlichen,  
 Oh die dankbare Karschin sich Mit großem Dank hat abgefunden  
 Für ein Paar Deschen ihr geschenkt! u. s. f.

keine. Es sei nur eine Sammlung von unnatürlichen Ausrufungen bei allerhand Gelegenheiten, kein brennendes, nur blendendes Feuer; ein Hüpfen und ruckweises Fliegen, nirgends der gewaltige Zug des Pindar; der Sänger spiele auf einer Pfeife von dritthalb Tönen. Ganz eigen berührt es, wenn der hellenistische Dichter, der selbst griechische Verse gemacht hat, auf höherem Kothurn als Ramlar das Gemeine aus den Strophen verbannt und sein Lied singt, „das dem Unwissenden abenteuerlich, aber verständlich ist den Söhnen griechischer Musen, die ein wohlthätiger Lichtstrahl getränkt und Götterbekanntschaft ihrer schaffenden Seele eingepflanzt hat“, und wenn auch Er dabei auf die widerlichsten Gegenstände fällt, z. B. auf die Genesung ihrer kaiserlichen Majestät von Einimpfung der Blattern, und mit einer solchen bloßen Ueberschrift alle Gedanken der Erhabenheit dämpft. Auch auf die dritte Hauptstadt in Osten, nach Wien, ging die Wiederbelebung dieser fürstlichen Ehrenlieder über; wie Joseph nicht hinter Friedrich, so wollten die Verehrer des Ersteren nicht hinter denen des Letzteren zurückbleiben. Unverkennbar ist in Michael Denis (aus Schärding 1729—1800) derselbe Humanismus wie in Joseph, und die gleiche Ehrbegierde und Eifersucht gegen Preußen<sup>103</sup>), und wie Joseph dem Friedrich, so heut er die Freundeshand den Gleim und Klopstock, die den Feind seines Landes besangen, oder eines andern Glaubens waren. Bei Denis sind die Bardengesänge auf Maria Theresia, auf Joseph und andere ausgezeichnete Persönlichkeiten in Oesterreich mehr Gemüthsache und von Empfindungen voll; der Barde streitet sich in ihm mit dem Poeten, der Natur— mit dem Kunstdichter, doch herrscht in diesem Theile seiner Gedichte Horaz vor, und bei seinem Schüler Mastalier ist der antike Dichter wieder abschließliches Muster.

Es liegt durchaus in der Natur der Dinge, daß eine epische, handelnde Zeit auch epische Dichtungen anregt, allein wie diese wenigen Kriegsjahre nur ein Bruchstück einer solchen Zeit waren, so ward es

103) Lieder Sined's des Bardes hrsg. 1772 p. 127.

Müßig brütender Wiß, lustiges Wortgezühl,  
nicht nach Wahrheit bemüht, nicht der Natur getreu,  
scholl vom lärmenden Saale  
wahngetäuschter Druiden aus.

Deinen Bardes erzürnt, war der Gesänge Geist,  
war das ächte Gefühl, Donau, von dir entfloh'n,  
zu den Quaden und Sachsen,  
zu den Katten und Brennen hin u. f.

auch unsere epische Dichtung; wie sich in dem Helden Kriegslust und Philosophie stritten, so im Jahrhundert, und überall zeigte sich das Wissen und Lernen mächtiger als das Handeln und Wirken. Der ganze deutsche Volkscharakter aber und die weichliche Stimmung der Zeit kam hinzu, uns im Keim die epische Dichtung zu zerstören, und sie auf der einen Seite nach der Musik, auf der andern nach der Philosophie hin abzulenken. Ein Volk, das nicht gewöhnt ist, sich selbst handelnd zu sehen, auf Thaten zu halten und einen Werth auf den Ruhm des Kriegs zu legen, ein solches Volk verzichtet leicht auf die Dichtung, die Thaten und Handlungen Denkmale setzt. Es war daher zufrieden, daß Friedrich den Ruhm des Kriegs allein erntete. Man hatte in Deutschland lange her, so lange der Absolutismus herrschte, unter Heldengedichten weit weniger epische Gedichte als fürstliche Ehrengesänge verstanden. Und so geschah es jetzt wieder, nur daß man es deutschhümlisch Bardengesänge nannte, die doch wohl eben so gut wie heroische Gedichte epischen Inhalts sein sollten. Wie dürstig Kleist's Versuche zu eigentlich epischen Gedichten ausfielen, haben wir oben gehört; wie Wieland in diesen Jahren in allen Bestrebungen nach der Höhe der epischen Poesie abglitt, werden wir unten erfahren. Daß nur der kriegerische kräftige Sinn in Lessing's Philotas Wurzel gegriffen hätte, daran war gar nicht zu denken. Löwen z. B. ahmte gleich das Stück nach, d. h. er suchte sich eine griechische Anekdote, die sich aber um eine elende Liebesgeschichte drehte. Wer auch am Ende von den Ereignissen der Tage sich zu einem etwas kräftigeren Sinne aufraffte, der suchte, wo er sich zu poetischen Erzeugnissen verstieg, nicht auf der Gegenwart wie Lessing in der Minna oder Gleim in den Kriegsliedern, sondern zog sich ins teutonische Alterthum zurück. Lessing selbst hatte Gleim's Geschäft mit dem der alten Barden verglichen, und wie verschieden auch die Bardendichtung, die sich jetzt an ihn angeschlossen, von seinen Grenadierliedern war, doch galt er als eine Hauptquelle dieser Poesie, der aber alsobald ein viel mächtigerer Seitenstrom eine ganz andere Richtung gab.

Hier nämlich wollte das Geschick, das sich mit dem empfindsamen Gang des Zeitalters verschworen zu haben, und selbst Wunder aufzubieten schien, um ja nicht eine kräftigere Sinnesart bei uns überhand nehmen zu lassen, das Geschick wollte, daß gerade in den Zeiten der kriegerischen Wärme, im Jahre 1764 „Fragmente der alten hochschottländischen Dichtkunst“, und das Heldengedicht „Fingal“ uns den Distanz nach Deutschland brachten, eine Erscheinung, die für unsere Poesie gerade so wunderbar wichtig war, wie daß das Schicksal dem in Winkelmann neu

erwachenden Kunstsinne mit der Aufgrabung von Pompeji entgegenkam. Wir haben oben gehört, wie schon Klopstock aus sich den Ton dieser nordischen Dichtung getroffen, und wie viele elegische Empfindung für Natur und Einsamkeit Alles vorbereitet hatte, um diesem Sänger die begeistertste Aufnahme bei uns zu verschaffen. Die Neuheit der Sache und der thörichte Streit über die Richtigkeit dieser Gefänge reizte schon äußerlich die Neugierde<sup>104</sup>); aber weit überwog diese die süße Bewunderung, die sich des ganzen Geschlechts bemächtigte, das soviel Zuneigung zeigte zu diesen Naturmalereien, zu diesen idyllischen Scenen, dieser Wehmuth und Sehnsucht, die hier untergegangenen Welten nachseufzt. Hier war gerade so viele oder wenige, geringe und einförmige Menschheit, daß sie den Empfindungen breiten Raum gab, und nicht mehr epische Erzählung, als sich über dem musikalischen Eindruck vergessen ließ. Wie formlos und des Zusammenhangs entbehrend, wie unplastisch und zerrissen diese Gemälde dalagen, fühlte man damals nicht, wo der poetische Sinn durchaus noch für keinen Ueberblick großer Verhältnisse geschärft war. Man setzte Ossian über Homer, weil er mehr Herz und Gemüth zeigte, weil er Kraft und Empfindsamkeit paarte, weil die bis zum Erhabenen edlen Charaktere mehr als die menschlichen des Homer dem kleinen Menschenstolz der Pedanten schmeichelten, die von Welt und Menschheit keinen Begriff hatten. Daher ergriff der neue Dichter nicht allein die Göthe, Klopstock und Herder, sondern auch die Denis und Kreischmann, die Bodmer und Sulzer. Wer sich am prosaischesten fühlte, durfte hoffen, seine dürftigen Gedanken am wirksamsten mit den verschwimmenden Tönen dieser musikalischen Prosa zu verhehlen, oder seine poetische Blöße mit dem hauchigen Gewande der nordischen Mythologie zu bedecken. Gerade dieser kam Ossian wie gerufen zu Hülfe. Klopstock hatte sie bereits eingeführt, der Professor Gottfried Schüze hatte schon 1758 in seiner „Beurtheilung der verschiedenen Denkungsarten bei den alten griechischen und römischen, und nordischen und deutschen Dichtern“ nachdrücklich auf sie hingewiesen, Gerstenberg folgte nachher zuerst. Aber weder diese Autoritäten, noch die späteren Bemühungen der Gräter, Karl von Münchhausen u. A. wollten etwas verfassen; die Welt zeigte nicht die Anlage aus ihrer Fremdheit heraus uns nahe zu treten. Doch

104) Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich hier von Ossian in dem Tone rede, in dem ihn die Zeit damals empfing. Soll sich der Streit in unsern Tagen noch einmal erneuern? S. Taly, die Unächtheit der Lieder Ossian's. 1840. und Patrie M'Gregor, the genuine remains of Ossian etc. Lond. 1841.

schien für die vaterländische Dichtung, die Klopstock im Auge hatte, durch Ossian neue Nahrung zu kommen. Die Bardendichter setzten sich, wie Kretschmann, entschieden gegen die antikisirende Poesie und die neuen Horaze; sie empfahlen den Gebrauch der alten und veralteten Volkssprache, sie wollten die Bardenpoesie brauchen, um den Vorwurf, daß wir keine Nationalität hätten, von uns abzuwenden; sie setzten das Feuer der Empfindung und Leidenschaft in diesen alten Naturdichtern gegen die leichte Wasserblase des französischen Wizes. Der Bardename fing an eine Ehre zu werden; wie Gleim und Ramler Alles gräcisirten, so teutonisirten diese alle Verhältnisse und Personen: Klopstock hieß Werdomar, Kretschmann Rhingulph, Denis Sined; Gleim war der Bardenfürher der Brennenheere, Ramler Friedrich's Barde, Weise der Oberbarde der Pleiße. Einer der frühesten Gesänge in Ossian's Ton war Kretschmann's Rhingulph, fünf Lieder über die Varuschlacht, und die Klage; an sie schloß sich gleich Klopstock's Hermannsschlacht (1769) an, deren Widmung an Joseph allgemein mit patriotischen Begeisterungen füllte. Gleim begrüßte dafür den göttlichen Sänger und wünschte Kaiser zu sein, um dieses Bardietz aufzuführen zu lassen mit den Kosten des peloponnesischen Kriegs: eine Million für die Probe! Allein alle diese Dinge hatten keinen Körper und für das Volk in keinerlei Weise einen Reiz. Die Verbindung mit dem Norden brachte uns das Unheil, daß man uns mit Gewalt in die teutonische Urzeit zurückzaubern wollte; es war als stecke jener Boden mit dieser Manie an, denn so hatte schon Schlegel in Kopenhagen einen Hermann gedichtet und der Kapellmeister Scheibe daselbst ein Singspiel Thusnelde (1749). Man setzt uns hier in eine Welt zurück und unter Figuren, die nur aus Fülle der Körperkraft handeln und gegen Nöthigungen, uns, die wir mit Geisteskräften und nach Grundsätzen uns bewegen; wir hatten so wenig Verhältniß zu diesen kriegerischen Gestalten, wie zu den friedlichen der gesner'schen Idylle. Das hat Göthe bei der Wahl seines Göz ganz vortrefflich gefühlt, daß unsere Urzeit in der Reformationsperiode zu suchen ist, wo körperliche und geistige Kräfte nebeneinander, die leidenschaftliche physische Gewalt eines Urgeschlechts neben den Anfängen jener Kultur liegt, an deren Vollendung wir noch arbeiten<sup>105</sup>). Noch dazu ist uns jene

105) Göthe schrieb 1769 an Friederike Deser über den Rhingulph unter Anderem: „Gott sei Dank, daß wir Friede haben, zu was das Kriegsgeschrei? Ja wenn's eine Dichtungsart wäre, wo viel Reichthum an Bildern, Sentiments oder sonst was läge.— Aber nichts als ein ewig Gedonnere der Schlacht, die Blut die im Muth aus den Au-

frühere Welt durch geschichtliche Ueberlieferung nicht klar; es gelang aber diesen Dichtern nicht, mit zweckmäßigen Handlungen diese Fassetlichkeit in der Poesie herzustellen durch die Kraft der Phantasie. In Klopstock's bardischer Trilogie von Hermann reden die Helden immer von ihren Thaten, von denen man nichts sieht, in großwörtigem Pompe; sie machen, hat man gesagt, so viele Worte davon, daß sie wenig Worte machen. Ihre Redeweise dazu ist eine ganz unerhörte, und wer diese Dinge nüchtern ansah, nahm das größte Aergerniß daran<sup>106</sup>). Derselbe Füssli, den wir oben so grob schweizerisch über den Messias und die Hymnen hatten urtheilen hören, urtheilt nicht anders über die Bardiette. „Was Klopstock's Vaterlandspoesie betrifft, sagt er, so nehme ich Hermann und Thusnelde und die beiden Musen aus und sage noch einmal: hole sie der Teufel. Es wäre ebenso leicht, der Synagoge den Talmud zu erklären, als die glatorischen Locken der Enherion auseinanderzulesen.“ Und allerdings machte es die Anstrengung nach dieser neuen Sprechart Klopstock noch unmöglicher, als es ihm schon an und für sich sein mußte, die Figuren seiner Bardiette gehörig zu umschreiben. Die übrigen ohnehin haben viel zu wenig Gabe, sich nur in den Ton solcher alten Gefänge zu versetzen, geschweige in die Verhältnisse alter Zeiten. Kretschmann ist unter ihnen ein durchaus prosaischer Gelegenheitspoet, an dessen elenden Gedichten und Epigrammen und Lustspielen man leider nur zu deutlich sieht, wie große Armuth sich hinter diesen dithyrambischen Versen versteckte; bei ihm erkennt man noch den gleichmäßigen Ausgang der Bardendichtung von Gleim und Ossian. Hier wird noch nicht der altväterisch moderne Ton verleugnet, den zu verbannen noch am ersten Hoffnung ward durch diese Dichtung, die sich in den Anfän-

gen bligt, der goldne Huf, mit Blut bespritzt, der Helm mit dem Federbusch, der Speer, ein paar Duzend ungeheure Hyperbelen, ein ewiges ha! ah! Wenn der Vers nicht voll werden will, und wenn's lang währet, die Monotonie des Sylbenmaaßes, das ist zusammen nicht auszufehn! — Und was geht mich der Sieg der Deutschen an, daß ich das Frohlocken mit anhören soll, ah! das kann ich selbst. Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will euch loben. — Wenn Ossian im Geiste seiner Zeit singt, so brauche ich gern Commentars, sein Costum zu erklären; nur wenn neuere Dichter sich den Kopf zerbrechen, ihr Gedicht im alten Gusto zu machen, daß ich mir den Kopf zerbrechen soll, es in die neue Sprache zu übersetzen, das will mir meine Laune nicht erlauben.“

106) „Es ist ein kaltes, herzloses, ja fragenhaftes Produkt, ohne Anschauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit, und die paar rührenden Situationen, die es enthält, sind mit einer Gefühllosigkeit und Kälte behandelt, daß man indignirt wird.“

Schiller.

gen der Völker bewegte; nicht einmal der Versuch zu jenem kecken Wurf ist hier, den Denis und Herder sich für die naive Poesie aus Ossian abstrahirten, Kretschmann ist noch gläubig an das horazische Dogma *nonum in annum*. — Weit besser griffen es die Denis und Gerstenberg an, die nordische Dichtungen übersezten und sich in den Ton der Skaldenpoesie zu versenken suchten und dies zum ersten Erforderniß eines Bardens machten. Denis übersezte (1768) den Ossian<sup>107</sup>) in Herametern; erst 1772 erschienen seine „Lieder Sined's.“ Aber in ihnen war nichts Episches mehr, außer was übersezte und entlehnt war. So blieb von dem ganzen Bardengesang nichts als der musikalische Hall übrig, und sonst war auch nichts daran, was übrig bleiben konnte. So hatte sich damals Seckendorf und nachher Zumsteg an Kompositionen aus Ossian versucht. So hastet von Gerstenberg's Skalden (1766), der den Untergang der nordischen Götterwelt besingen will, nichts als der reine musikalische Fall der Verse; was der Inhalt eigentlich sagen wollte, war vielleicht dem Verfasser bei der Ausgabe seiner Werke<sup>108</sup>) selbst nicht mehr klar. Gerstenberg war im feinen musikalischen Gehör Ramler und Klopstock ähnlich; seine Ariadne auf Naxos hat wahrscheinlich zu Ramler's Ino den Anlaß gegeben, wie zu Herder's Ariadne, und ist ganz musikalischer Rhythmus. Wir verfolgen in den dreien gleichsam den Uebergang der Musik vom Dratorium und geistlicher Kantate zur weltlichen und zur Oper. Sobald diese Gattung hergestellt ward, so hörte die unnatürliche Zwischengattung derjenigen musikalischen Poesie, die ohne Musik die Wirkungen der Musik affectirte, auf, gerade wie die Gattung von philosophisch-historischen Romanen, die Wieland aufbrachte, ihre Bedeutung verlor, als ächte Philosophie und Geschichtschreibung aufkamen. Was allein als segensreiche Frucht dieser Skaldenpoesie übrig blieb, daß durch sie der Sinn für Naturdichtung zugleich mit dem Begriffe davon, den Klopstock zuerst aufgefaßt hatte, sich weiter verbreitete. Es war der erste Schritt zur Vereinfachung, die den Hereintritt einer Revolution verkündete. An dieser Art Poesie durfte Keiner so leicht verzagen und er konnte sich Ossian und Homer dabei dünken. Dies half

107) Als Denis zuerst den Ossian las: „Wie war mir,“ sagte er, „von welchen Gefühlen Erbehte mein Busen! wie brannte die Wange, Wie schwellten die Zähnen der süßesten Wehmuth mein starrendes Aug'! Da schwur ich dich Lehrer zu nennen, Die Saiten der Donau nach deinem Gesange zu stimmen, Zum Herzen, zum Herzen die Wege zu suchen wie du; die Zeiten der Ahnen, die Zeiten der Vaterlandsliebe, der Tugend, des Muthes, der Ruhmgier und Einsalt Im Liede zurückzuführen wie du.“

108) Gerstenberg's vermischte Schriften. 1815.

denn zuerst an die Stelle der geflügelten Kunstgattungen ein Anderes, ein Neues setzen; man fing an diese „aus fettem Erdreich blühend und farbreich gebornen Gewächse“ höher zu schätzen, als die mit Scheere und Schnur des holländischen Gärtners zugestuzten. Für die Stimme der Natur in dem Volksliede, für diese Erzeugnisse der einfachsten Anschauung den Sinn zu wecken, war nichts so geschaffen wie Ossian; auch ist seine Wirkung auf Herder außerordentlich bedeutend gewesen, der diesen Sinn erst recht bei uns weckte. So wie auch der Gebrauch, der von Ossian im Werther gemacht wird, darauf hindeutet, von welchem Werthe er auch für die einzige Unmittelbarkeit in diesem göthischen Jugendwerke gewesen ist. Eben hier findet sich auch wieder das Verhältniß der ostianischen Bardendichtung zu Gleim heraus. Seine Kriegslieder waren fast das erste Unmittelbare und Volksthümliche, was unsere Poesie aufzuzeigen hat, und neben Ossian muß Er mit diesen Grenadierliedern, mit seinen Romanzen und Volksliedern als Anfangspunkt der erneuerten Volksdichtung angesehen werden.

Wenn man die Lage der deutschen Literatur Friedrich dem Großen gegenüber betrachtet, so begreift man wohl, warum er in eine bittere Stimmung gegen sie gerieth, auch wenn man nicht einmal daran denken wollte, daß ihm seine französische Erziehung die Kenntniß und das kindliche Gefühl für die deutsche Sprache verkümmert habe, geschweige der kleinen Umstände zu gedenken, daß er mit Niemandem so oft deutsch verkehrte als mit rohen Soldaten, oder daß er persönlich keine anderen Vertreter deutscher Schriftstellerei kennen lernte als die Gottsched, Gellert und Sulzer, oder daß man ihm, wie Gleim meinte, die asiatische Banise in die Hände gegeben habe, um ihm den Geschmack zu verderben. Friedrich war ein Freidenker und an den gewürzten Verkehr mit Voltaire und witzigen Franzosen, an die Lektüre ihrer wasserklaren Prosa gewöhnt. Nun lagerte sich ihm die fromme Dichtung Klopstock's mit all ihrem salbungsvollen Pompe und einer Sprachbildung gegenüber, die selbst denen anstößig war, die sich der deutschen Sprache Pfleger zu sein rühmten. Was Wunder, daß er sich von dem unverständlichen Zeuge abwandte, da er an Gellert's Fabeln nur darum eine Art Geschmack zeigte, weil er sie verstand. Wenn ihr die Beschaffenheit jener überschwenglichen Poesie auch nie zu Augen kam, zu Ohren kam sie ihm gewiß, und dies war genug ihn zu sättigen. Wenn ihm ja nur einfiel, daß er in seiner Jugend deutsche geistliche Lieder zur Strafe hatte auswendig lernen müssen, wie sollte er jetzt solche Hymnen zur Erbauung suchen oder zum Genuß! Jetzt nun kam hinzu, daß sich ihm eine deutsch-vaterländische,

teutonische Dichtung entgegen warf, die die französische lebhaft anfeindete. Er hatte für diesen Empfindungsschmelz, für diese Naturschule, für die Nachahmer Shakespeare's, für den Götz von Berlichingen und dergleichen keinen Sinn, und es ist gewiß noch nicht bedacht worden wie selbst an dem populären und etwas kecken Patriotismus Gleim's ein preussischer König des 18. Jahrhunderts noch weniger als einer des 19. Wohlgefallen finden konnte<sup>109)</sup>. So war auch Friedrich gegen alles Teutonische eingenommen; als ihm Müller seine altdeutschen Gedichte zuschickte, schrieb er ihm voll Aerger zurück, der ganze Plunder sei keinen Schuß Pulver werth! Dies erklärt nicht allein seine gallische Bildung, sondern auch schon, daß er König eines Staates war, der ganz in neuen Verhältnissen wurzelt, und dessen Regierung es nie verstanden hat, den Weg, auf den ihn das Geschick zwingt, mit kluger Willkür zu verfolgen: den Weg nach dem Mittelpunkte deutscher Bildung und Zustände, den die macedonischen Könige, Griechenland in ganz gleicher Lage gegenüber, so geschickt einzuschlagen wußten. Es fragt sich sehr, ob Friedrich gegen eine Literatur gleichgültig geblieben wäre, die sich als preussische hätte absondern können. Wie viel seiner Eigensinn mag sich auch in ihm angehäuft haben, und selbst wie viel versteckter Aerger und Rechthaberei, daß er noch 1780, als er die Schrift über deutsche Literatur schrieb, von der Nation behauptete, sie könne nichts, als Essen, Trinken und Schlagen. Wieland hat er gewiß nicht kennen wollen, weil man ihn als deutschen Voltaire ausschrte. Daß er Lessing nicht sprach, war gewiß recht Schade; aber sollte er nie gehört haben, wie übermüthig dieser seinem Voltaire begegnete, und sollte er das irgend anders angesehen haben, als Gottsched's Aeußerung gegen ihn, daß er es wohl

109) Als Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg, schrieb ihm Gleim in seinem zudringlichen Enthusiasmus so: „Sir! Voltaire der Dichter schrieb an Friedrich den König wie an seines Gleichen. Die deutschen Dichter machen sich mit ihren Königen nicht so gemein! weil ihre Könige sich nichts aus ihnen machen, so machen sie auch aus ihren Königen nichts. Sie sind stolzer als die französischen! Wenn aber ein König anfängt Einer zu sein wie Sw. Maj., dann sind sie nicht mehr stolz. Dann gebietet ihnen der König, ihn nicht zu loben. Dann sagt der Dichter: Ihn loben soll man nicht, wer aber kann's denn lassen? So geht's dem alten Soldaten, der auch einmal so etwas von einem Dichter war, er kann's nicht lassen. Friedrich der Große hatte nur einen Fehler; diesen Einen haben Sw. Maj. nicht; Sie sind ein deutscher König!“ Der König ließ sogleich durch seinen Kabinettsrath „dem Kanonikus Gleim für sein Andenken, und die in seinem Schreiben bezeygten devoten Gesinnungen unter den aufrichtigsten Wünschen für die Ruhe und Zufriedenheit seines Alters in Höchsterer Namen danken!“

mit der französischen Kürze noch aufnehmen wollte? So ging er auch an Moses schweigend vorbei, der ihn gewiß als jüdischer Schriftsteller interessirt hätte; er strich seinen Namen unter den Vorgeslagenen zur Aufnahme in die Akademie, aber wie sollte er es denn auch ihm und Lessing vergessen, daß sie in ihrem Bode eine Preisfrage seiner Akademie und dazu eine recht ächt französische durchgehohelt hatten? Als übrigens jene Schrift des Königs erschien, bedurste es kaum mehr der Widerlegung, die von guten und schlechten Schreibern, sogar von Franzosen ausging; es that auch gar nichts, daß unter diesen Gegnern Jerusalem die deutsche Literatur so schlecht vertheidigte wie die Religion gegen Voltaire, und sich Tralles mit ihm das Wort gegeben zu haben schien, etwas zum Beweis zu liefern, daß die Deutschen dumme Teufel seien, wie der König wolle<sup>110</sup>). Die deutsche Literatur hatte sich längst ihren eigenen Werth und ihre Freiheit erobert. Daß ihr ein Mann wie Friedrich diesen Ruhm nicht gönnen wollte, so wenig als er der deutschen Freidenkerei gestatten mochte, was ihm an der französischen gefiel, dies wird immer, man mag auch zu seiner Entschuldigung sagen was man will, in der Geschichte als autokratische Laune stehen<sup>111</sup>), und man wird seine Schrift nie ohne Unwillen, und dagegen Klopstock's Oden wider Friedrich, die weit die schärfste Widerlegung dagegen sind, mit vaterländischem Selbstgefühl und vielleicht sogar mit Schadenfreude lesen. Wo war, fragt er ihn, dein Adlerblick, als sich der Geist regte unter uns, daß du nicht sahst, daß sich Deutschlands Dichtung schnell aus fester Wurzel zu dauerndem Stamm erhob? Lange warteten wir, du würdest Deutschlands Muse schützen, die dir Gleim und Ramler schickten, um anzufragen. Du antwortetest, daß sie schamroth das Auge senkte. Der Deutsche war schonend genug, sich nicht zu rächen, hier auch deiner werther als du ihn kennst, Fremdling im Heimischen! Doch du selbst hast dich an dir gerächt! du erniedertest dich, Ausländertöne zu stammeln, und dafür den Hohn zu hören, selbst nach Arouet's Säuberung bleibe dein Lied noch tudesk. Und dann — dein Blatt über deutsche Sprache! Die Rache ist selbst durch Widerruf nicht tilgbar, du könntest es nur dadurch verschleiern. — Wie richtig empfunden dies Alles ist, so muß man übrigens doch be-

110) Worte von Gleim.

111) Klopstock: Sagts der Nachwelt nicht an, daß er nicht achtete,  
 was er werth war, zu sein. Aber sie hört es doch!  
 Sagts ihr traurig, und fordert  
 ihr Söhne zu Nichtern auf.

kennen, daß Friedrich's Gegensatz gegen die deutsche Literatur dieser mehr nützte, als ihr sein angelegentlichster Schutz je hätte nützen können. Sein Schutz hätte nicht halb so viel gespornt, als, da er ihn entzog, der Eifer ihm zu trogen. Friedrich's Aeußerung an Mirabeau: „Welchen größeren Vortheil hätte ich der deutschen Literatur thun können, als daß ich mich nicht um sie kümmerte?“ hat daher den vielfachen Sinn, daß er ihren Ehrgeiz stachelte, daß er ihr freie Presse gewährte und ihr keine gezwungene Richtung gab, daß er hier sein Volk deutsch und selbständig ließ. Wir haben gesehen, wie panegyrisch die Poeten und Barden sich an ihn drängten: die kleinste Handreichung von ihm oder Joseph hätte unsere Dichtkunst in Fesseln geschlagen, während sie jetzt frei aus dem Volke wuchs, wie Alles was wir in Religion, in Kunst, in Wissenschaft, selbst im Staate unser nennen. Er hätte uns mit leichter Mühe in den französischen Geschmack zurückgeleitet, aus dem jetzt Alles mit Macht herausstrebte. Die Niederlassung französischer Bildung mitten im Herzen von Deutschland verursachte, wie später die Invasion, den Gegenstoß, der grade von Berlin zuerst ausging. War es doch so weit gekommen, daß die Franzosen selbst, daß ein Premontval über die Gallomanie der Deutschen schreiben mußte! Die Mitarbeiter an den Literaturbriefen in Berlin machten zuerst eine systematische Opposition gegen das Ansehen der französischen Literatur. Die Wirksamkeit dieser hat in der Literatur das meiste Aehnliche mit den politischen Erscheinungen des 7jährigen Kriegs. Sie setzten sich im Geiste des preussischen Königs gegen alle Finsterniß und übertriebene Religiosität; sie warfen das Ansehen der sächsischen Literatur eben so völlig nieder, wie der König das sächsische Land; und schlugen wie dieser die Franzosen auf eine ganz unverhoffte Weise aus dem Feld.

Hier sind wir in dem Gebiete der Kritik, in dem die preussische Literatur von sehr großer Bedeutung geworden ist, was wir sogar schon bei Ramler unter den herrschenden Umständen nicht verkennen konnten. Neben ihm ist der Buchhändler Friedrich Nicolai (aus Berlin 1733—1811) eine durchaus merkwürdige Erscheinung in der preussischen Literatur. An seine Person und seinen Unternehmungsgeist knüpft sich eigentlich die ganze Anstalt des kritischen Journalismus in Deutschland an. Was vor den Blättern lag, die von ihm ausgingen, war fast Alles mehr oder weniger mit den moralisirenden Wochenschriften verwandt; und es ist für den ganzen Charakter der poetischen Literatur seit den 70er Jahren bedeutsam, daß Nicolai von Lessing geleitet anfing, schon durch die äußere Einrichtung seiner Zeitschriften auf die Trennung von Sitten-

lehre und Dichtung hinarbeiten. Noch als unbekannter junger Mann gab er um 1756 die Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland heraus, eine Art Gutachten über den Streit der Schweizer und Leipziger, worin ein unparteiischer Standpunkt gesucht und den züricher Poeten ebenso viel Unangenehmes als den dortigen Kritikern Beifälliges gesagt wird. Schon in diesen Briefen tritt die eingetretene Spaltung zwischen Ramler und den übrigen Berlinern mit Sulzer hervor; die Sympathie dieses Letzteren mit den Epopöen seines Bodmer und sein gutes ästhetisches Glaubensbekenntniß, das auf Vereinbarung der Moral mit der Poesie beruht, wird angefochten. Auf diesen Briefen bauten sich nun die eigentlichen kritischen Blätter Nicolai's auf. Er gewann zuerst Weiße und Mendelssohn für die Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften (1757 u. f.), die er nach Leipzig verlegte und seit 1759 Weiße überließ: so hatte er an dem bisherigen Throne der Kritik ein Blatt und einen geborenen Sachsen zu Redacteur. Von diesem Augenblick an, der mit der Besetzung Sachsens durch Preußen zusammenfällt, ging die bisherige Bedeutung Dresdens und Leipzigs für die deutsche Bildung auf Berlin und Königsberg über. Der Sachse Lessing selbst fiel ja gleichsam zu den Preußen ab, denn er hatte im höchsten Maße nur einen deutschen Patriotismus. Mit ihm verlor Sachsen den Einzigen, der seine Provinzialliteratur hätte heben können, es gab ihn aber dem gemeinsamen Vaterland, um die gemeinsame Literatur zu erziehen. Sachsen hat in der Zeit zwischen Luther und Lessing vieles Unheil und Verfehrtheit in die deutsche Literatur gebracht, aber mit diesen Beiden und mit Leibniz hat es Alles reichlich vergütet. Bisher hatte man unter dem sächsischen Adel und selbst unter der Mittelklasse Bildung und Lektüre gefunden; Dresden war im Nordosten ein Mittelpunkt des Geschmacks und der feinen Lebensart, Künste und Gewerbe blühten unter dem maaslofsten Luxus, den die früheren Höfe auf Ballette, Opern, Jagd, Tafel und Stall verschwendeten. Aber freilich mußte ein solcher Hof, der lieber ungeheure Schulden häufte, als seine Tänzerinnen entlassen wollte, seine Interessen in dem Zusammenstoße von Preußen und Oestreich mistkennen, er schloß sich an den Mächtigeren an und fiel. Die Katastrophe, die dies zugleich für die sächsische Literatur war, hat Abelenng bezeichnet, der ungefähr so auf der Höhe der gottsched'schen Sprachforschung und ästhetischen Dürre steht, wie Sulzer auf der Poetik seiner Züricher. Er verfocht in seinem Magazin der deutschen Sprache, daß der Geschmack eigentlich in Meissen allein zu Hause wäre; er sei schon vor der deutschen Literatur da gewesen, denn er mußte erst feinere

Sitten und Sprache gebildet haben, ehe er auf die Literatur wirken konnte, und zu diesem Zwecke mußte er sich erst in der Provinz, die er zu seinem Sitze erwählt hatte, gehörig vorbereiten. Wohlstand, Volksmenge, die in Sachsen hergestellte Philosophie, die prächtigen Höfe der Auguste, die die Schöpfer des feinen Geschmacks wurden, die von Gottsched gereinigte und von fremden Auswüchsen befreite Sprache, all dies wirkte zusammen, Sachsen zu Deutschlands Attika, Leipzig zu Athen zu machen, und die Zeit von 1740—60 zur schönsten Epoche der deutschen Literatur! Der siebenjährige Krieg verdarb Alles. Sachsen verlor seinen Glanz und Einfluß, und die übrigen deutschen Provinzen glaubten nun ohne fremde Beihülfe weiter gehen zu können! Aber da die aus dem deutschen Athen erhaltene Geschmacksbildung noch unvollkommen war, so artete der Geschmack in den Provinzen sehr bald aus, und daher denn die Vernachlässigung der Reinheit und Richtigkeit der Sprache, die Jagd auf fremde Wörter und Provinzialismen, daher der Bardengesang, die fremden Sylbenmaasse u. s. w. Entweder (diesen Trumpf spielt er zuletzt aus) hat Sachsen zwischen 1740—60 gänzlich den guten Geschmack verfehlt, oder die Wege der Provinzen sind Abwege und Verirrungen. Mit diesem letzten Stiche freilich war das ganze Spiel verloren.

Von der Leipziger Bibliothek, die wie später die Hallische von Klotz und die Jenaische von Daries nicht viel andere Bedeutung erhalten hat, als daß sie zugleich die Züricher und Leipziger Kritik verdrängte, zog sich Nicolai 1759 zurück und gab nun mit Mendelssohn die Literaturbriefe (1759—65) heraus, an denen auch Lessing, später Abbt und Resewitz mitarbeiteten, und an diese wieder schloß sich dann die berühmte Allgemeine deutsche Bibliothek, ein Werk, das zuerst jenen anfänglichen Zweck unsers Journalwesens ganz erfüllte, daß es Gemeinsamkeit in unserer Literatur und Nation und freilich dadurch wieder Reibung und Spaltung hervorbrachte. Wie schädlich es ist, wenn die Buchhändler die Literatur beherrschen, so wird man doch zugeben müssen, daß Nicolai im Anfang seiner Thätigkeit und im Verband mit Lessing, besonders also durch die Literaturbriefe, zunächst auf die aufkeimende Literatur in Preussen, und dann auf ganz Deutschland ungemein viel Gutes gewirkt hat. Wir haben nirgends die Absicht auf Zeitschriften zu verweilen, deuten daher auch hier nur flüchtig auf das Bestreben der Literaturbriefe hin, die übrigens eine periodische Schrift bildeten, welche auf einen klar vorstehenden Zweck mit Geschick und mit Folgerichtigkeit hinarbeitete. Dies ist von fast Keinem unserer späteren Blätter zu sagen, außer etwa von

den nächsten, die durch die Literaturbriefe veranlaßt waren; am wenigsten von der allgemeinen Bibliothek, die uns jene thörichte Universalität der Kritik eröffnete, bei der entweder Gründlichkeit oder Folgerichtigkeit, und gewöhnlich Beides verloren geht. Wie ist es auch möglich, das eine und das andere bei einer Zahl von Mitarbeitern, die in die Hundert geht, zu bewahren? An den Literaturbriefen aber waren lauter Leute einerlei Schlages thätig, die einerlei Richtung festzuhalten fähig waren. Hier leitete Nicolai ein vortrefflicher Takt. Er selbst war ein Mann des Lebens, nicht der Wissenschaft; das Studium des Menschen war ihm ein natürliches Bedürfnis, und selbst späterhin, wo ihn seine mæcenatische Stellung zu mancherlei Voreiligkeiten hinriß, läßt sich ihm glückliche Beobachtungsgabe, eindringliche Menschenkenntnis und ein stets gleicher Trieb nach Wahrheit nicht absprechen. Er gesellte sich Mendelssohn, der gleichfalls Kaufmann und gleichfalls kein systematischer Gelehrter war. Wie wenig Lessing und Abbt aus dem Ruhme systematischer Gelehrter machten, ist allbekannt; Beide waren weltkluge Leute, nur daß der Eine es zu sein und zu scheinen verschmähte, während der Andere in Bückeberg bei dem Grafen Wilhelm Gelegenheit hatte, sein hierhin einschlagendes Talent zu üben. Auch Resewig (aus Berlin 1725—1806) war ein feiner Weltmann, in den Künsten des Umgangs bewandert; als Prediger, Schriftsteller und Pädagoge stets auf das Praktische gerichtet, so sehr, daß er in letzterer Beziehung den Ruf der altklassischen Schule in Klosterbergen, an der er auf die Breithaupt und Steinmez als Rektor folgte, herunterbrachte, weil er in seinen pädagogischen Theorien der praktischen Richtung Basedow's zu viel nachgab. Diese Eigenthümlichkeit nun des mehr praktischen Talents gab nicht allein den Literaturbriefen, sondern auch dem was diese Männer sonst schrieben, einen Charakter der Unmittelbarkeit, der Verwandtschaft zwischen Leben und Schriftstellerei, die wir überhaupt von dem lebensvollen verjüngten preussischen Staate, und wie schon bisher deutlich geworden ist, von dem 7jährigen Kriege angeregt finden. Und daher kam es, daß sich Herder an die Literaturbriefe schloß, der zuerst mit dem edlen Ungestüm austrat, das dem Selbstgefühl und der Unmittelbarkeit des Wirkens eigen ist. Daher sind von den Literaturbriefen die Briefe über Merkwürdigkeiten der deutschen Literatur von Gerstenberg u. A., die Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter, und weiterhin der Ton aller jener übermüthigen Züricher, Frankfurter, Dessauer und anderer Blätter angeregt, die das neue Leben der Originalgenies verkündeten. Daher hebt Göthe an Mendelssohn so sehr dies Vertrauen auf das eigne Wissen,

die Autobidaris, die Entfernung von der Schulphilosophie hervor, weil auch er jener Empirie anhing, die das Leben einfach anschauen mochte und auf eigne Anschauung eigne Philosophie gründen. Die Schulphilosophie, sagt er, hat stets das Verdienst, nach angenommenen Grundsätzen Alles, wornach der Mensch fragen kann, in einer beliebigen Ordnung, unter bestimmten Rubriken vorzutragen. Sie wich jetzt, und Mancher dachte nun, er habe so viel guten Sinn von Natur, um sich von den Gegenständen einen deutlichen Begriff zu machen, ohne sich grade um das Entfernteste mühsam zu kümmern. Der so geübte Menschenverstand wagte es dann, auch in das Allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzusprechen und dies drang in alle Fächer ein. Dies charakterisirt die Literaturbriefe und ihre Verfasser erschöpfend. Sie stehen am Anfang jener großen Gruppe der Fragmentisten, die Lessing eröffnet und Herder fortführt, die im 7. 8. und 9. Jahrzehnt zu ungeheurer Verbreitung kamen, nicht mehr Polyhistoren im alten Sinne der Bildung, sondern Pansophen, wie Herder unterscheidet, der so gern ein neuer Leibniz zu werden strebte, und der, wie er zuerst mit Fragmenten auftrat, so auch nachher die umfangreichsten und kolossalsten, und fast überall Fragmente geliefert, eben dadurch aber ungeheure Anregung gebracht hat. Alle jene Sturm, Lichtenberg, Hamann, Merck, Jacobi, Möser und was ihnen befreundet und befeindet war, traten unter diese Eine Klasse von Männern zusammen, die von der Schulphilosophie so wenig wissen wollten, wie zuerst diese Berliner, die mehr oder weniger ganz unfruchtbare Schriftsteller und negative Gelehrte waren, die daher lieber den Begriff einer Lebensphilosophie in die Nation warfen, und die Weltweisheit wie Sokrates auf den Menschen bezogen, und unter denen daher Moses zuerst mit dem Namen des deutschen Sokrates begrüßt wurde. Eben dies sagt diese Berliner mit den Halberstädter Dichtern in Verbindung, deren gemeinsame poetische Aufgabe ein System heiterer Lebensphilosophie war, und mit Wieland, der dies am meisten ausbildete, und der eigentlich von den Literaturbriefen bekehrt ward. Denn wir begreifen nun, warum diese jene finstere Religionsmoral ebenso verwarfen, wie die wolffische Philosophie; warum sie Moser, Cramer, den bodmerischen Wieland und Dusch so entschieden angriffen, wie Gottsched und seine elenden Geschöpfe, warum sie Rousseau bei Seite schoben und Shakespeare empfahlen, die Vergötterung Youngs belachten, und lieber die leichte phantastevolle Poesie des Südens rühmten, die eben Meinhardt's Versuch über die italienischen Dichter neu einführte; warum sie Withof, der um der Religion Platz zu machen alle menschliche Weisheit

beseitigt, zurücksetzen gegen U, der zwischen Beiden einen Vergleich traf; warum sie so sehr über den Mangel einer Poesie klagten, die sich den Menschen zum Vorwurf nähme; warum sie, unparteiisch und fern von elendem Zunftgeist, und nur auf die Veredlung der Literatur bedacht, ihren eigenen Gegner Hamann hervorhoben, in dem sie das Talent ehrten und das Herausstreben aus den alten Befangenheiten; warum sie Wieland und Basedow trotz ihrer Anhänglichkeit an Bodmer und Cramer schonend strasten und strafend schonten, in denen sie mit wahren Scharfblick die Keime des Abfalls von ihren ersten Idolen erkannten.

Wollen wir einen Augenblick die beiden Hauptmitarbeiter an den Literaturbriefen, Thomas Abbt (aus Ulm 1733—66) und Mendelssohn abgetrennt verfolgen, so werden wir in ihnen im Besonderen den Charakter dieser Zeitschrift wieder finden. Wir nennen nur sie, und trennen Lessing ausdrücklich ab, weil er sich selbst von den Briefen trennte, nachdem er ihnen den Weg gewiesen; denn er war wohl geeignet im schönen Eifer ein solches Unternehmen zu beginnen, aber gar nicht der Mann, auf die Länge mit solchen immer sehr untergeordneten Männern gemeinsame Sache zu machen (wie er denn auch die ausschließenden Richtungen der Berliner nie getheilt hat) und der von den Fragmentisten der Zeit dadurch himmelweit getrennt war, daß diese, tastend auf dem Wege der Natur, nachdem sie den bequemen und mechanischen Weg der Schule verlassen, nach einem Berufe und einem Standpunkte für sich suchten, und sich demnach an tausend Gegenständen, des Erfolges unsicher, versuchten, während Er der Zeit und der Nation ein Ziel zeigte und einen Standpunkt, auf dem er selbst fußte, und zu dem er mit jedem Striche seiner Feder, bald froh hoffend, bald misanthropisch, immer aber im gleich richtigen Takte hinleitete. Weit so war es nicht mit jenen Männern. Moses Mendelssohn (aus Dessau 1729—86) war im 14. Jahre arm nach Berlin gekommen, und war mit rührender Mühe durch freundliches Entgegenkommen einiger gebildeter Glaubensgenossen in die Literatur eingegangen. Aber diese Schule und seine Dürftigkeit hatte ihn immer blöde und bescheiden gehalten, und Lessing, mit dem er durch das Schachspiel bekannt geworden war, mußte ihn halb mit Gewalt zur Doffentlichkeit zwingen. Der Plan zur Allgemeinen deutschen Bibliothek schreckte ihn; die erzwungene Theilnahme an den Streitigkeiten, die ihm Lavater und Jacobi erregten, war ihm im höchsten Grade lästig. Es ist daher wohl begreiflich, daß grade ein solcher Mann von strenger Philosophie ablenkte, dessen Schriften sämmtlich theoretisch den geringsten Werth haben, der es selbst gestand, daß ihm systematischer Vortrag nicht

möglich sei, dessen Briefe mit Lessing über das Trauerspiel, des Gegenfases wegen, am peinlichsten fühlbar machen, wie wenig Schärfe des Gedankens und klares Erfassen und Verfolgen eines bestimmten Zieles ihm eigen war. Er dilettirte, was jeder Autodidakt und Fragmentist gemeinhin thut, nur daß es ihm wie seinem Freunde Abbt Ernst war um Alles was sie trieben, nur daß ihr Dilettantismus eine Art Absicht und Bewußtsein in sich schloß. Sie sahen, daß man sich in Poesie und Prosa, in Philosophie und Wissenschaft überall rathlos umtrieb, und daß schon der Vortrag im Kanzleideutsch und im Schulstil alle freie Bewegung des Geistes hemmte. Deshalb raffte sich Abbt zusammen, und zwang sich, wie man damals fand, in eine fallustische oder taciteische Schreibart; er suchte die Sprache des Volks auf, presste Stil und Gedanken zusammen, ließ etwas zwischen den Zeilen zu lesen, und stricht daher gegen Wieland und ähnliche so ab, wie er gegen Moser Opposition machte. So suchten die Literaturbriefe selbst Muster einer minder schwerfälligen Schreibart zu werden, sie leiteten von dem seichten Wig und der Oberflächlichkeit der Franzosen und von dem Sprachverderb der deutschen Schulmeister ab, aber sie wollten die Glätte der Sinen, und die Gründlichkeit und den Ernst der Anderen beibehalten wissen. Philosophie wollten sie im Schmuck der Poesie, Deutlichkeit zur Klarheit verschönt und was Skelett auf der Studierstube war, als fleischigen Körper dem Publikum geben. Aber sie fühlten dabei wohl, daß sie sich bei diesen Bestrebungen selbst noch so oft den Schweiß vom Gesicht wischten! Sie fanden selbst, daß die Literaturbriefe hie und da matt wurden, und zweifelten ob aus Güte des Herzens oder Schwäche des Kopfs; sie merkten selbst, daß das Aufräumen ihr Fach war, nicht das Aufbauen. Dies ist nicht allein mit dem Vortrage der Fall, sondern mit den Sachen selbst, und eben hier tritt ihr gleichsam beabsichtigter Fragmentismus zu Tage. Bei Gelegenheit von Spalding's Buche über die Bestimmung des Menschen ahnte Abbt<sup>112)</sup>, daß mit dem Hinweisen auf die Unsterblichkeit, und der Frage über das Gute und das Uebel nichts gethan sei, daß unser Verhältniß zu unserer Umgebung eine untheilbare Mitfrage von der nach unserer Bestimmung sein müsse. Zu einer solchen Untersuchung aber fand er die Zeit nirgends reif, und er sah ein, daß sich unsere Schriftsteller überall zu große Aufgaben steckten, denen sie nicht gewachsen waren. Ein solcher Scepticismus machte ihn, und ein ähnlicher viele Andere in den nächsten Jahren nothwendig zu Dilettanten.

112) Ueber Abbt vergl. Prutz im lit. Taschenbuche IV. Jahrg.

Er, wie Moses, wie Garve, wie Hamann und hundert Andere, gab dem Hange nach, sich mit nichts Bestimmten zu beschäftigen. Wie Abbt zwischen Metaphysik, Geschichte, Moral und Politik schwankt, wirbt ihn Moses für die Philosophie des Menschen, ein vages Feld, das wieder demselben Schwanken Raum ließ. Auch Er also flieht in dieser Unsicherheit die Schulphilosophie, „die immer ihre eigne Logik citirt und deshalb immer Recht behalten muß,“ wie eine Pest. Er hält es mit Bayle, dem Häßer aller Systeme, er folgt dem Zuge der Zeit, die, nachdem Wolf's Philosophie zum Modeartikel geworden war<sup>113</sup>), sich ganz von der Philosophie abwandte und die Liebe zur systematischen Erkenntniß fallen ließ, seitdem „die Bekanntschaft mit den Ausländern stärker ward und die Dichtkunst mit Erwerbung eines schnellen Ruhms Vielen schmeichelte“<sup>114</sup>). Dieser eigenthümlichen Auflehnung gegen die Schule, diesem unmittelbaren Leben, diesem praktischerem Tacte haben wir in seiner weiteren Verbreitung die ganze Regeneration unserer Literatur zu danken. Was im Kleinen jeden Tag vor uns geschieht, geschah dort im Leben der Nation. Die Schule hatte bisher Tausende geirrt, und wir hatten daher massenweise unsere Poeten in ganz falschem Berufe wirken und nach Einer Richtung irre gehen sehen; jetzt da jeder der Natur und der Neigung folgte, gingen die Einzelnen in der ersten Unsicherheit auch noch fehl, jedoch nach vielen Richtungen, und die Kräftigeren fanden sich endlich zurecht; es trennten sich die Wege, es schieden sich die vielfach verschmolzenen Künste und Wissenschaften rein ab, und jede fand ihre eigenen und angemessenen Pfleger. Indem die Wege der Bildung sich nun theilten, kreuzten sie sich auch, und dieselben Männer, die unter diese Gattung der Philosophieverächter und Fragmentisten zusammenfallen, stehen sich auf's grellste oft in ihren Tendenzen entgegen. Schon in der Stellung Hamann's gegen die Berliner, die wir später nachholen, kündigt sich der nachherige große Bruch zwischen Verstand und Phantasie, zwischen Anhängern des Alten und Neuen, Reformern und Revolutionairen, Aufklärern und Frommen an. Die Verfasser der Literaturbriefe machten schon reine Partei für die Sache des gesunden Menschenverstands. Abbt sah die Philosophie nur dafür gut an, daß sie die Dinge des gemeinen Lebens sollte richtig beurtheilen helfen, was ihr das Ansehen des gesunden Menschenverstands geben würde; er empfiehlt den gesunden Menschenverstand überall, er sucht ihn in der Poesie und wünscht,

113) Vgl. den 20. Lit. Brief.

114) Worte Abbt's in seinem Schriftchen über Baumgarten.

daß ihn Spalding auf die Kanzel bringe; er hält ihn für den Nationalcharakter der Deutschen, von Seiten des Kopfs, und er hat wohl recht, wenn er sich an die mittleren Sphären des deutschen Lebens hält, für die er mehr als für die Gelehrten zu schreiben strebte, was schon aus der Wahl seiner Aufgaben: über Verdienst, über den Tod für's Vaterland u. a. einleuchtet. So verwickelte er sich noch vor Moser und Lessing mit den Rechtgläubigen, und wie er mit Moser angebunden hatte, so in der Nachricht von einem evangelischen Autodasé mit den berühmten Goeze, Winkler, Paulsen, Trescho, Ziegler und den andern Mitarbeitern an den Hamburgischen Nachrichten. Auf eben dem Standpunkte des gesunden Menschenverstandes, wo wir die Philosophie dieser Berliner finden, werden wir die Halberstädter und die Wielandische Poesie treffen; daß wir sie in derselben Opposition mit der religiösen Richtung finden werden, läßt sich aus der weltlichen, epikureischen, nüchternen Sinnesart dieser Kreise erwarten. Jene Poesie ist zu dieser Kritik und Philosophie die natürliche Kehrseite. Hier gibt und verlangt man Philosophie im poetischen Gewande; Mendelssohn leiht so seinen Auffägen den Schmuck von Einkleidungen und Formen, und ist durch seine Behandlung des Phädon am bekanntesten geblieben; Abbt sucht überall auf die Einbildungskraft seiner Leser zu wirken; und ihren Freund Spalding loben die Literaturbriefe um seines Vortrags willen, der selbst da, wo er blühend, ja üppig ist, einen nothwendigen Aufwand macht, weil er sich der Denkart eng anschließt. Die Epistolographen und Wieland geben dagegen Poesie im philosophischen Kleid, sie steuern auf eine Moral, die in sich schön sein sollte, und nannten dies in Bezug auf den Inhalt die Philosophie, in Bezug auf die Form die Poesie der Grazien. Auf Menschenkenntniß und Menschenumgang ist man hier und dort gerichtet; sie wird hier auf dem Wege halber Wissenschaft, dort auf dem Wege halber Kunst gelehrt. Wie jene Philosophie des Menschenverstandes sich gegen die Klopstock'sche Empfindungsphilosophie stellte, die ausdrücklich in den Literaturbriefen angefochten wird, so lagert sich dann die verwandte philosophische Grazienpoesie der musikalischen seraphischen gegenüber, und auf ihrer Höhe bildet Wieland den schneidendsten Gegensatz zu Klopstock.

Den letzten kritischen Vertheidiger der musikalischen Poesie haben wir in Joh. G. Sulzer (aus Winterthur 1719—79). Wir erwähnen ihn hier, weil er in Berlin lebte, weil er eine Weile mit Ramler, mit Gleim und den Anakreontikern zusammenhielt, dann aber, als er zu Bodmer und Breitinger ausschließend zurückkehrte, am deutlichsten den ersten Bruch

bezeichnet zwischen den kritischen Rationalisten und Sensualisten, zwischen welchen hindurch sich die Männer um Göthe herum Platz schafften. Er nimmt in der schweizer Literatur die Stelle des universaleren Kopfes ein, die Lessing bei uns ausfüllte; in Pädagogik, Naturkunde und Mathematik umgetrieben, blieb er spät auf den Künsten hängen, und registrirte in seiner allgemeinen Theorie der schönen Künste, zu der er lange unter vielen Zerstreuungen sammelte und mit der er des Lacombe dictionnaire des beaux arts zu überflügeln strebte, Alles, was aus der Kritik, der Poesie und der Malerei seiner Züricher Freunde folgte. Nicht allein blieb er auf den meisten Theorien Bodmer's und Breitinger's (wie von dem Neuen, der Fabel u. A.) hängen, in einigem ging er vielleicht wieder zurück; er führt noch 1771 Opitz an und eifert gegen Hans Sachs! Er nimmt sich wie Opitz des Regelmessens an, indem er zugleich wie dieser von der Begeisterung des Dichters und seiner vernünftigen Raserie, an der er nie Erfahrung gemacht hat, faselt; er will mit seinem Buch die Künstler lehren, wie sie sich in diese Begeisterung setzen sollen. Zugleich will er den Philosophen mancherlei ins Ohr sagen; und er sagt dies in einem Tone des Dünkels, wie Bodmer weder von seiner Poesie noch Kritik, wie höchstens Gottsched von seinen kritischen Trophäen sprach. Batteur und Baumgarten sind seine ästhetischen Autoritäten, Lessing wird kaum in dem dickleibigen Buche genannt; Bodmer und Klopstock sind seine poetischen Ideale, und die Noachide, zu deren Empfehlung er ein besonderes Buch geschrieben hatte, noch mehr als der Messias. Rousseau und Dante bewunderte er der musikalischen oder seraphischen Verwandtschaft wegen, obgleich er den Letzteren nicht zu verstehen bekennt; Homer würde nach ihm mit Vergnügen den Bodmer im Heldengedicht neben sich, und Theokrit in Einer Hinsicht den Gesner über sich, in jeder neben sich erkannt haben. Hier kehren wir also ganz zu Gottsched's Manier zurück, das Große herabzureißen, das Glende emporzuheben; man thut es, indem man meint, mit dem Schönplästerchen der Empfindung und der Moral die ästhetische Häßlichkeit zu entschuldigen. Die Theorien Klopstock's von pathologischer und musikalischer Dichtung sind hier ganz eingegangen<sup>115)</sup>; der Grund des poetischen Genies wird in „ungewöhnlicher Fühlbarkeit der Seele“ gesucht, und in den lebendigen Gefühlen des Dichters; das Höchste ist, wo des Dichters eigenes Herz zu dem Herzen des Lesers redet. Die Ode ist daher die

115) Die beiden Artikel Kunst und Empfindung sind besonders aufschlußreich über die ganze Theorie Sulzer's.

höchste Dichtungsart, weil ihre Art Gedanken und Empfindungen auszudrücken poetischer ist, als der epische und übrige Vortrag. Die Oper, obgleich sie in Wirklichkeit das Niedrigste sei, könnte das Größte und Wichtigste alles Schauspielwesens werden! Wie hier ungefähr Klopstock aus ihm redet, so in seinem Eifer gegen das „Ungezieser“ der Anakreontisten Bodmer, der noch 1769 sein Werkchen über die Grazien des Kleinen ausgab, und darin seinen alten Freund Gleim selbst nicht schonte. In Schilderung der Liebe sollen die Dichter vorsichtig sein, ein Weib wird dem Jüngling zugerufen, der nichts kennt, als das Gefühl zu lieben und geliebt zu werden; Bodmer habe durch gesetzte Gottesfurcht die Liebe der Noachiden vor überwältigender Kraft geschügt. Lustige Lieder werden kaum statthaft gefunden; ehe man ein „Brüder laßt uns lustig sein“ singt, solle man wenigstens „Brüder laßt uns redlich und fleißig sein“ gesungen haben! Gegen die lachende und spottende Komödie wird als edlerer Stoff jene gesetzt, die ohne Lachen durch anmuthige Gemälde ergötzt, und Plautus und Molière werden da am trefflichsten gefunden, wo sie ernsthaft gewesen! Hier hören wir Cramer reden. Damit aber ja keine elende Autorität unserer bisherigen Kritik fehle, so spricht hier und da auch Gottsched. Sonderbar genug vereint der Mann mit seiner Klopstock'schen Empfindsamkeit die Verstandestrockenheit des Leipziger Kritikers. Er wollte die beiden Vermögen des Menschen, Verstand und sittliches Gefühl, auf deren Entwicklung, nach ihm, das Glück des gesellschaftlichen Lebens begründet werden muß, wie es scheint, gleichmäßig in sich selbst entwickeln. Er verbindet also die systematische Philosophie mit der musikalischen Empfindung in sich; er kann sich nichts Erhabeneres denken als das leibniz-wolfsche System, er nimmt daher auch das Lehrgedicht in Schutz, und ermahnt Wieland zu dieser Gattung zurückzukehren, und dem Leibniz zu werden, was Lucrez dem Epikur war. So erinnert auch das besonders an Gottsched, daß er eine allgemeine philosophische Grammatik empfahl, welche Regeln gäbe, nach denen die Vollkommenheit einer Sprache beurtheilt werden müßte, und daß er auf jene Klassicität, auf Verbannung von Idiotismen und dergleichen drang, was sogar Bodmer einst angefochten hatte. Der Gipfel seiner ästhetischen Kritik ist, daß er in dem sittlichen Gefühl, dem Duell der Dichtung, das Moralische und Aesthetische zusammen begreift. Der letzte Endzweck der Künste geht auf Erweckung moralischer Gefühle; feineres Gefühl unter dem ansehnlichsten Theil der Nation zu erwecken, ist sein angelegenes Bestreben, weil er mit diesem die Künste zu befördern hofft, und mit den Künften das ganze öffentliche Leben zu bilden. Hierin ist er ganz Re-

publikaner, daß er eine stete Verbindung der Poesie mit Religion und Politik sucht, wie Klopstock, daß sich die Künste daher an Festlichkeiten und alles Nationale anlehnen sollen, um die Völker „mit Eifer für die Rechte der Menschheit zu entflammen“, daß er daher Männer am besten zum Dichten findet, deren herrschende Leidenschaft die Liebe zum allgemeinen Besten ist. Diese Gesinnung machte ihm Herder günstig gestimmt, aber Alles, was auf reine Poesie hinauswollte, strebte ihm entgegen, und nur für einen Hackert blieb seine Lehre ein Gesetz. Göthe warf sich in den Frankfurter Anzeigen gegen seine „schönen Künste“ (1772) und gegen die Theorie auf, deren Berechnung auf Dilettanten übrigens in Sulzer's letztgenanntem Zwecke und seiner ausgesprochenen Absicht lag; vortrefflich aber tadelt Göthe die Strafpredigten auf die Anakreontiker und die Anpreisungen der Noachide; „nachdem sich die Wasser der epischen Poesie verlaufen, hätte man die Trümmer der bodmer'schen Arche auf dem Gebirg der Andacht weniger Pilgrime überlassen können.“ Wenige übrigens achteten auf diese wohlgemeinte Theorie. Sulzer enthielt sich des Polemistrens, er nannte die Literaturbriefe selten, obwohl unzufrieden damit; diese ihrerseits erwiederten dies, und gingen ihn nur gelegentlich über seine Sprachphilosophie an. Daß sie aber durchweg Gegensatz gegen ihn waren, übersieht man leicht. Sie waren ja überall gegen seine Empfindungspoesie und gegen dieses Systemwerk, das er empfahl, sie verwarfen den Rousseau und das Lehrgedicht, die Bodmer und die Gessner, die er so rühmte, und sie suchten den Wieland eben dort wegzuwenden, wohin ihn Sulzer zurückwollte. Sie setzten endlich die Freundschaft mit jenen Anakreontikern fort, von denen sich Sulzer schied. Zu diesen kehren auch wir nun endlich zurück.

Gleim war seit 1747 Domschreiber in Halberstadt geworden und ward dort der Mittelpunkt einer ungemein verbreiteten Freundschaftsvereinigung. In anderer Art als Nicolai, so enthusiastisch als dieser trocken, so uneigennützig als dieser berechnend, ward er zu einer Art Schutzherrn der deutschen Dichterjugend und zu einem populären Mäcen, wie Bodmer in Zürich war, mit dem Gleim überhaupt mancherlei Aehnlichkeit hat. Wie Lessing fürs Theater, so war er in seiner Liebe für alle Poesie überhaupt ein wahrer poetischer Proselytenmacher und Propagandist. Er setzte seinen Ehrgeiz hinein, als ein literarischer Werber junge Männer zur Dichtung zu überreden; er machte Ramlern in seiner Jugend Luft, und Kleifens Muth, und Jacobi Vertrauen auf sich selbst, und dieser Letztere dankte ihm dafür laut, weil er ihm mit seiner Muse das Glück seines Lebens bereitet habe. Wie wenig dazu gehörte, um so weit

Dichter zu sein, daß man sich mit seiner Dichtung das Leben erheitern könne, lernte er Gleim genau ab. Michaelis meinte, man könne Gleim nicht denken, ohne in die Versuchung zu fallen, nach Kräften dichten zu wollen. So warf Gleim die inneren Hemmungen des Talents bei den Einen nieder, bei vielen Anderen aber die äußeren. Die uneigennütige Bereitwilligkeit ist bewundernswerth, mit der er durch das ganze Jahrhundert zahllose Beweise seines Eifers gegeben hat, jungen aufstrebenden Geistern die Last der Armuth zu erleichtern; Ramler, Sulzer, die Karschin, Bürger, Heinse, Michaelis, Kleuker, Jean Paul, Seume und wie viele Andere dankten ihm Aemter oder Unterstützung; in Halle war kein armer Student, der sich nicht an ihn wandte, und es sollen sich in seinem Nachlasse unzählige Briefe dorthin gefunden haben, die alle mit Bitten und Klagen, mit Dank und Freude gefüllt waren. Kleist steckte er mit dieser Aufopferungswuth an, der sein bißchen Armuth mit Lessing und Ramler theilen, und seine kleine Muse zu Erwerben für Beide verwenden wollte. Gleim war der Meinung, daß aus der Jugend Alles zu machen wäre, und in seinem Kopfe gährten die wunderbarsten Ideen, was er nicht Alles aus ihr machen wollte. Wäre er seines Friedrich's Mäcenas gewesen, vermaß er sich, ein Jahrhundert wie August's und Ludwig's XIV. zu stiften. Es war unter den Gährungen des siebenjährigen Kriegs auch eine Projektenwuth in die Köpfe gefahren. Von ihr gibt Basedow das auffallendste Beispiel; in Bezug auf Poesie mußte Gleim neben ihm genannt werden. Plane zur Unterstützung armer Gelehrten, Plane zur Beförderung einer Uebersetzung des Homer, Plane zu Denkmälern für alle großen Deutschen, alles Mögliche dieser Art kreuzte sich in seinem Kopfe, bei Allem sah er nur die Möglichkeit und Leichtigkeit der Verwirklichung. Wir wollen eine Akademie stiften, schrieb er 1768 an Jacobi<sup>116)</sup>, deren Mitglieder dem Verdienst Verehrer werden sollen; Jeder dieser Verehrer soll jährlich etwas in eine Kasse steuern, aus der allen großen Männern ein Denkmal von Marmor errichtet werden soll; Leibnitz, Wolf, Thomastius, die beiden Baumgarten, Hagedorn, Kleist, Meinhard, Pyra sollen zuerst so begraben werden. Wie hier die Todten so wollte er die berühmten lebenden Dichter gern in einem parnassischen Bunde vereint sehen. Er war es, der so freigebig seine Freunde auf dem Parnas mit großen Titeln begabte; sein Klopstock hieß ihm Homer, sein Michaelis Juvenal, Lessing Sophokles, Uz Pindar, Ramler Horaz u. s. w., manche Stelle wußte er zweimal zu be-

116) Briefe von Gleim und Jacobi. 1778. p. 231.

setzen, und nicht allein im Alterthum, sondern auch unter Franzosen und Engländern<sup>117</sup>). Frühe beschäftigte ihn die Lieblingsidee, in Berlin oder Halberstadt ein deutsches Athen zu gründen; sobald er Suero und Lichtwer in Halberstadt sah (von denen der Letztere zwar wenig in Gleim's nachmaligen Kreis paßte, weil er diesen Weichmüthigen zu schroff und zu hart war), so griff er die Sache, wie er es denn überall mit der That lieber als mit dem Worte hatte, werththätig an. Die Nähe von Quedlinburg, wo Klopstock's Eltern und Cramer lebten, von Braunschweig, wo Ebert, Zacharia, Eschenburg, Schmid u. A. versammelt waren, spornte ihn noch mehr. Er dachte Klopstock nach Halberstadt zu ziehen, und ließ Spalding berufen, Götz wünschte er aus seiner Grafschaft Sponheim zu erlösen; aber mit diesen glückte es nicht. Die Sappho-Karschin lud er zu sich ein, und diese wäre ihrem Olyphästion gerne geblieben, wenn er sie hätte heirathen wollen, allein sein Herz gehörte ganz der Freundschaft an und hatte keinen Raum für Liebe. So zog es sich lange hin, bis einige Aussicht zur Verwirklichung dieser Pläne erschien. Erst 1766 lernte Gleim Georg Jacobi in Lauchstädt kennen, der ihn im Heiligenschein eines großen Dichters sah. Ihn zog er 1769 an sich, jauchzte nun, daß neben Anakreon Aesop und Gresset an einem deutschen Stifte wären, und wünschte nur, daß die Mönche von Huysburg Jesuiten wären, um sie fortjagen zu können. Jacobi war bisher in Halle Hausgenosse von Kloß gewesen, der dort gleichsam die anakreonitische Zeit fortgesetzt hatte, und durch lateinische Gedichte, so wie durch seine Geschichte Amors aus Gemmen der gelehrte Vertreter dieser Hetärie ward, der man auch bald Wieland in der öffentlichen Meinung gefellte. Von Halberstadt aus und von Gleim's Zeit her fiel damals noch zuweilen ein Strahl heiterer Fröhlichkeit unter die Hallenser, unter denen es sonst so steif und finster herging, wie Jacobi schreibt, daß Viele gar nicht auf den Gedanken kämen, sie könnten auch lachen. Kloß, Gleim, Jacobi, Meyer, Koch<sup>118</sup>) in Braunschweig und Lange schrieben sich untereinander jene kleinen närrischen Briefe, wie sie Amor vorsagte, oft halb Prosa halb Poesie, wie sie nachher als poetische Episteln häufig veröffentlicht wurden. Bekanntlich sind die zärtlichen Briefe der neuen David und Jonathan oder Damon und Pythias, Jacobi und Gleim, gedruckt; das Widrigste, was die läppische Freundschaftstänzelei in die-

117) Vgl. hierüber Körte's Leben Gleim's.

118) Seine „kleinen Gedichte“ sind Braunschweig v. J. (1772) gedruckt, und tragen genaue Familienähnlichkeit mit den übrigen aus diesem Kreise.

Ger. v. Dicht. IV. Bb.

fem Kreise neben der Brieffammlung von Lange (1769) hervorgebracht hat. Die Freundin Karsch schrieb es selbst an Gleim nicht ohne Bitterkeit, daß darin doch zu viele Küsse ausgetheilt würden, als daß diese Geistesvereinigung dem Gespötte entgehen könne. Dieser verliebte Ton herrschte übrigens schon in den 40er Jahren in den Briefen Langen's mit Gleim und Waser, Meyer's mit andern Zürichern u. s. f., und die Briefe Waser's unter andern wetteifern mit allen übrigen an läppischer Zärtlichkeit und Tändelei. Lange und seine Doris, die „deutsche Anaëreon“, werden in diesem Kreise geehrt, genannt und gekannt wie Cleveland und Pamela, und die richardson'sche Empfindsamkeit erhielt sich von Halle aus genährt unter Pedanten und Philosophen, bis sie von der vorik'schen in den 60er Jahren abgelöst ward. Der Freundschaftsenthusiasmus blickte in diesem Kreise verächtlich auf alle herab, die sich über ihre Zärtlichkeit kaltsinnig wundern. In den 60er Jahren nun war eine Zeit der Briefwuth gekommen, die vor der Fragmentenperiode hergeht, und die vortrefflich den werdenden Charakter der Unmittelbarkeit in unserer Literatur ankündigt. Man legte jetzt ohne Scheu die inneren häuslichen und Herzenszustände der Welt vor; und dies auszubreiten, war Gleim ganz geschaffen, der arglos in die Welt hineinlebte, der in dem weiten Kreise seiner Freunde nichts als Lob und Schmeichelei und Dank zu hören und zu geben gewöhnt war, was man denn gern veröffentlicht sehen mochte. Dazu lebte er ganz in Briefen, und selbst von Freunden zuletzt umgeben, konnte es nicht ohne schriftliche Mittheilungen abgehen. Seit den 60er Jahren erschienen nicht allein eine Anzahl von Zeitschriften, deren wir oben einige genannt haben, unter dem Titel von Briefen, nicht allein ward der Mittelpunkt der halberstädter Poesie die Epistel, sondern auch die Privatbriefe von Gleim, von Klog, von Boyßen an Gleim, von Schirach, der auch unter Koch's und Kloßen's Bekanntschaft gehörte, von Lange, der Frau Gottsched und zahllosen Andern wurden ans Licht gegeben, und eröffneten eine ganz neue Quelle für die Geschichte der Literatur. Gleim's glücklichste Zeit begann nun, als er mit seinem Jacobi persönlich verbunden war; er sann auf Stellen für Klog, Niedel, Uz, Meusel und Herder; ein junger Schlag wuchs in Halberstadt selber auf; Klamer Schmidt, der Feldprediger Jähns, Sangerhausen<sup>119)</sup>, der jüngere Gleim, Michaelis fanden sich zusammen, von denen Jähns und Michaelis 1772 schon starben. Dafür kam in diesem Jahre Wilhelm Heinse, von Wieland empfohlen, dessen Feuerkopf für

119) Briefe in Versen, 1771; leicht verflücht; im gewöhnlichen Jacobischen Stile.

Gleim eben gemacht war, weil er bei allem Enthusiasmus nie vergaß, wie verbunden er dem Vater Gleim war<sup>120</sup>). Als auch Jacobi 1774 nach Düsseldorf zog und Heinse dorthin entführte, wie Gleim ihn (mit Unrecht) beschuldigte, ersetzte diese der Rektor Fischer und später Tiedge und Bothe. Der Dombdechant Freiherr von Spiegel nahm Theil an der Minnedichtung dieses Kreises; ihn ersetzte, als er 1786 starb, der Graf Christian Stolberg, bei dem Klamer Schmidt Hausfreund und Hausdichter ward. In engerer Verbindung stand dieser ganze Verein zugleich mit den benachbarten Dichtern in Göttingen und im Harz, mit Böcking, Unzer, dem Hauptmann Stamford, der seit 1769 in Iffeld war, später nach Halberstadt kam und um 1777 entfernt wurde, um den Prinzen von Dranien in der Befestigungskunst zu unterrichten. Von ihm sind Lieder und Fabeln in den damaligen Almanachen und nachgelassene Gedichte, von Marcard (1808) herausgegeben, bekannt geworden.

In diesem Kreise führte man ein poetisches Leben, wie unter den Freunden um Klopstock und im göttinger Bunde. Früher, wenn Klopstock und Schmidt oder Cramer und Ramler kamen, feierte man anacreontische Becher- und Rosenfeste, d. h. man zechte im Weinhaufe wol ganze Nächte durch und kränzte Flaschen und Becher. Der nüchterne Gleim aber war dem Tempel des Bacchus nicht so hold, er zog sich in den der Musen und Freundschaft zurück und schmückte dazu ein Zimmer seines Hauses mit den Bildnissen seiner Freunde. Es ward eine Büchsen-gesellschaft gestiftet, zu der auch Damen gehörten; unter ihr ging eine Büchse herum, in die jedes Mitglied einen poetischen Beitrag warf; Sonnabends versammelte man sich bei Gleim, er las anonym vor, ließ den Verfasser errathen, der beste erhielt einen Preis. So entstanden zahllose Blättchen, eine neue Art Gelegenheitspoesie, der reine Gegensatz gegen die pomphaste und höfische der Ramler und Willamov. Sie blieben Privatgut; übten aber auch auf die veröffentlichten Dichtungen der Theilnehmer Einfluß, deren Sorglosigkeit und Flüchtigkeit so durchgehend ist, daß die Herausgeber der Werke von Gleim und Klamer nicht wagten, alles Gedruckte wieder zu drucken. Jacobi ist es gewiß nicht gedankt worden, daß er nicht noch mehr zurückhielt, als er that;

120) Der gutmüthige Freundschaftsenthusiasmus artete zuweilen gar zu komisch aus. Jacobi gab 1774 einen heinse'schen Brief mit der Adresse: An unsern lieben Vater Gleim — auf die Post. „Am Gotteswillen, schreibt er zurück, nicht mehr diese Adresse! In der ganzen Stadt klatscht man, Gleim habe von seinen Surenkindern einen Brief erhalten!“

Jähns verbot die Herausgabe seiner Gedichte. Gleim war es ein Bedürfnis auf diese Art zu spielen und er neigte daher so zu Jacobi und Schmidt, die auf diese schwache Seite eingingen. Wenn er nicht schlafen konnte, so schrieb er Verse und sandte sie dem Nachbar Klammer, der ein geverstes Handbriefchen zurückschickte<sup>121</sup>). Alles Vorfällende gab Gelegenheit zu Reimen, alles Gelesene zu Nachahmungen. Bald Petrarca, bald die Minnesänger, Horaz, Lafontaine, Jakob Balde regten zu Nachbildungen an; eine Zeit lang fiel die Wuth auf Sinngedichte, auf Elegien, Triolette oder Sechsfüßler, und Gleim mußte wohl selbst lachen über die seinigen, die er oft unter dem Zorn der Musen gemacht hatte. Uns geht es so bei den meisten, selbst seiner gedruckten Gedichte. Sie sind, wenn nicht mit Bodmer's Diebsader, doch mit dessen Verwandlungslust geschrieben. Wie Gleim ohne Wahl und Urtheil in seiner freundschaftlichen Schwärmerei sich Jedem hingab, der ihm nahe kam, und dann bittere Erfahrungen zu machen hatte, so fand er in seiner poetischen Begeisterung Alles göttlich, Alles gut und schön; Ditz war ihm noch unübersungen, da Klopstock doch da war, und die Henriade galt ihm und Johannes von Müller neben Homer. Er trug seine eigne Wärme in die Sache hinein und las nur halb, nur was ihm gefiel, so in Klopstock wie in Jean Paul, verweilte auf dem Zusagenden, theilte es im Drang seines Jubels mit, und sollte ihm gleich ein roher Bauer herhalten müssen, wenn Niemand anders zur Hand war; er ahnte dann das Halberfaste nach und mußte sich über die Sticheleien der Kritik ärgern. So ist es denn Schade, daß seine Gabe der Unmittelbarkeit aufgewogen ward durch seine Hingebung an Stoffe, die seiner Natur fremd waren, die er mit sammt den Formen verdarb, und die dann immer eine nachgeahmte und mechanische Sache blieben. So versificirte er den Tod Adam's und den Philotas, und opferte die feinsten Züge den Versen auf. Er machte Schäfergedichte im alten steifen Ton der Franzosen und zu gleicher Zeit (1744) Romanzen im Bänkelsängerstile, wie sie Löwen nachleierte; dann zu Einer Zeit wieder Fabeln und Kriegslieder (um 1756), die mit das natürlichste sind, weil sie beide aus dem lebendigen Triebe der Zeit emporwuchsen. Ganz anders ist es mit seinen Minneliedern, mit seinen horazischen und anacreontischen Oden, welche letztere er oft versuchte, und fast am besten ganz spät erreichte in den tändelnden Amorettenepigrammen, Amor und Psyche betitelt, wo er gerade viel-

121) S. Kl. Schmidt's Leben, in den Werken hrsg. v. Schmidt und Lautsch. 1826 I. p. 35 fg.

leicht den Anakreon ganz vergessen hatte. Original ist er noch in seinen Volksliedern (1772). Er läßt sich darin zu dem Stande der Bauern und Bürger, des Gärtners und Hirten herab. Hier ist er Vorbild und Seitenstück zu Claudius, Bürger, Voss, obgleich er noch nicht verstand, sich nicht allein in die Verhältnisse, und zu dem Verstand und der Gefühlweise des Volks herabzulassen, sondern zugleich, wie Bürger und Hebel, in dessen Anschauungsweise zu versetzen. Wer sollte denken, daß derselbe Mann ungefähr gleichzeitig den (dramatisirten) Apfeldieb machte, dessen Inhalt ist, wie Amor einen Apfel stiehlt und dafür von der Venus die Ruthe erhält! Auch zu Epoden und Sinngedichten verstieg er sich, da er doch den Wit nicht leiden mochte, den er mit der Kräze verglich. 1774 schrieb er, veranlaßt durch die Beschäftigung Boysen's mit dem Koran, sein Hallabat. Der Anakreontiker, der Grenadier, der Pfaffenhasser wandelt hier in erhabenen Sphären, und stammelt von Gott und seinem Wesen, oder erzählt orientalische Parabeln voll wunderbarer Namen, die er mit sichtbarem Wohlgefallen häuft, als ob sie der mysteriösen Erhabenheit zugäben. Es war einst ein Kindesgedanke bei ihm, ein Buch wie die Bibel zu schreiben, dieser Kindesgedanke ist hier ausgeführt. Die Freunde, die Alles loben mußten, lobten auch dies. Zwar Lessing stuzte und fragte, ob das Alles aus seinem Kopfe sei? Aber Bodmern „erquickte es sein welkendes Leben“, Herder rühmte, er habe Morgenlandspossaunen aus der Hand des Engels erhalten; Zimmermann, es sei ihm mehr werth als hundert der gerühmtesten Bücher; Wieland, es müsse so allgemeine Theilnahme erregen, als ob es eine Taube vom Himmel gebracht. Allein es blieb unbeachtet, wie seine späteren goldenen Sprüche des Pythagoras, von denen er selbst wußte, daß sie ihm unter der Feder zu silbernen geworden. 1790 gar ließ er sich noch zu Marschliedern für die preussische Armee befehligen. Gegen alle diese mechanischen Zwangsversuche machte sich seine Natur im Laufe der Revolution, die ihn in seiner Friedlichkeit peinvoll aufstörte, in den Zeitgedichten Luft, und endlich im Hüttchen kehrte der alte Mann ganz wieder zu sich selbst zurück. Nachdem ihn der Strom der Welt in Dichtung, Vaterlands- und Fürstenliebe, Freundschaft und Theilnahme an den öffentlichen Dingen, an vielfache Klippen geworfen hatte, lebte er jetzt wieder wie Vater Epikur still nach der Natur, und in dieser Periode sahen ihn Herder und Voss am liebsten und sprachen mit tiefer Ehrfurcht von dem patriarchalischen Eindruck, den der jugendliche Weise zurückließ.

Das poetische Treiben der Halberstädter unter sich, sieht man wohl, mochte erbaulicher gewesen sein, als die gedruckten Ergebnisse davon,

obwohl Schmidt und Göttingk uns kein günstiges Zeugniß von dem poetischen Geschmac in Halberstadt geben<sup>122)</sup>, und keine rechte Frucht aus diesem etwas einförmigen Verkehre hervorging als die Reimfertigkeit, die nach Körte noch heut in Halberstadt dauern soll. Gewiß ist wenigstens Gleim's Leben und Wirken wichtiger als seine Gedichte, seine Geschichte beschäftigt uns daher auch mehr als seine Werke<sup>123)</sup>. Gleim bezog alle seine Gedichte auf seine Freunde, er schrieb nicht für Krickler, wie er sagte, sondern für U; die scherzhaften Lieder, für Kleist die Fabeln, für Lessing die Kriegslieder, Halladat für Heinse. Seine Leier erfang ihm keinen König, aber einen Kleist. Mit diesem lebte er auch nach dessen Tode im Geiste fort, er währte seinen Geist in seiner Nähe, und glaubte, er würde sich ihm zu erkennen geben, wenn es sein könnte; seine Nichte lehrte er in Allem dem Engel Kleist wohlgefällig werden. In dem Andenken des todten Freundes konnte er zufrieden schwelgen, und dies war seiner ungeduldigen, zwar friedlichen aber reizbaren Natur am wohlthwendigsten. Die Lebenden machten ihm viele Sorgen, er aber auch ihnen. Er war eifersüchtig auf seine Freunde, die Freundschaft war bei ihm Enthusiasmus, wie sein Patriotismus und seine Liebe zu Friedrich, sie ward zur Leidenschaft wie bei Klopstock die Religion, sie ward eine Kunst und Wissenschaft bei ihm, wie bei Wieland die Ehe. Die Freundschaftsperiode hat in ihm ihre Krisis; Müller und Bonstetten sind nur noch ein Paar Nachzügler, von denen der Erstere auch noch in Gleim's genaue Bekanntschaft gehört. Wie dieser überhaupt nichts Halbes that und ertrug<sup>124)</sup>, so am wenigsten in der

122) In Göttingk's Gedichten 1780. I, 192:

Was träumtest du von Halberstadt? daß hier Athen im Kleinen sei?

Geh hin du Freund der Schwärmerei, ob Kleist dort 15 Leser hat!

Der Hunger hätte da geheim Michälis sicher aufgezehrt,

Wenn nicht die Freundschaft seines Gleim des Tigers Zahne noch gewehrt.

123) Sollte ich ihm unrecht thun, so entschuldige er dies selbst. Werke Bd. V. p. 256.

Ich war ein guter Mann; und wär' ich etwas mehr gewesen,

als nur ein guter Mann, ein Etwas nur, so soll

man etwas mehr doch nicht auf meinem Grabstein lesen,

weil etwas mehr zum Lobe wohl

nicht strenge Wahrheit wär.

124) Schon Klopstock pries früh in Gleim

seinen brennenden Durst, Freunden ein Freund zu sein;

wie er auf das Verdienst des, den er liebet, stolz,

edel stolz ist, von halbem

kaltem Lobe beleidiget.

Freundschaft. Er drängte sich (ähnlich wie die Jacobi und Wieland an Göthe) mit Ungestüm zu, und ward Manchem dadurch lästig, und Herder hatte es schon 1771 vorausgesagt, man solle an ihn denken, wie Gleimen alle seine Freunde einmal lohnen würden. So war es eine anstosserregende Geschichte, als er mit Spalding brach und Michaelis sich in diesen Bruch unzeitig einmischte. So hörten wir, wie er mit Ramler sich überwarf und auf Klopstock ungehalten ward; Keiner that ihm genug im Feuer der Liebe, denn Keiner hatte wie Er die Anlage des Eiferers und des Zärtlichen zugleich, die polternde Gutmüthigkeit, die menschenfreundliche Timonie, den reizbaren Quietismus, die schrofne Humanität und humane Verbheit, und jene tausend Züge, die in Zelter's Briefen, scheint mir, einen nicht unähnlichen Charakter darlegen. Er vereinte grobe Schmeichelei und schmeichelnde Grobheit am liebsten, er konnte derbe Wahrheiten sagen mit dem schönsten Lobe verblümt, und bis in den Himmel erhob er die Sachen seiner Freunde, deren sich ein rechtlicher Geschmack geschämt hätte. In diesem Stile redeten Heinse und Michaelis wieder zu ihm; Jacobi und Schmidt waren ihm ganz ergeben und erhielten ihn freundlich; wenn dann einer wie Ramler in eigenem Tone zu ihm sprach, und ihm, wie dieser that, triftige Wahrheiten sagte, so klagte er, seine Freunde brächten ihn um<sup>125</sup>). Mit diesem brausenden Temperamente, das immer in vollen Segeln ging, stieß er in der gährenden Zeit, in die er hineinlebte, überall an. Er scheiterte mit seiner Dichtung und fühlte das in seinem Alter stets mehr, ohne seinem Vorsatz aufzuhören nachkommen zu können. Er scheiterte an dem Ideal der Freundschaft und an manchen patriotischen Hoffnungen; und wie seine guten Freunde nicht immer seine Zudringlichkeit Freundschaft nannten, wie ihm der Naturdichter Hiller in's Gesicht sagte, was seine Anhänger sich nur leise zuflüsteren, daß seine Dichtungen oft nur sehr werthlose Reime seien, so sprach ihm Dohm sogar den Sinn für Menschen- und Bürgerrechte ab. Wie sein Temperament gemischt, sein Charakter doppelseitig ist, wie seine Gedichte getheilt sind zwischen das alte hohle Formenwesen, und die neue Natürlichkeit seit den 70er Jah-

125) In friedlicheren Stimmungen strafe er sie mit Großmuth. Werke 5. 265:

Hier ist mein Lebenslauf: Ich lebte gern in Frieden  
und liebte meinen Gott und meinen Friederich,  
und meinen Kleist und Uz und alle meine Freunde.  
Da stehen sie umher um mich;  
und wurden einige von ihnen meine Feinde,  
so wurden sie's, nicht ich.

ren, so vereinigen sich in ihm Züge von Philisterei und freier Genialität, von Greisenthum und Jugend. Der Kampf der ganzen Zeit zwischen Altem und Neuem gährt in ihm; den Prozeß der Verjüngung sollte er mit dem ganzen Geschlechte in dem schauerlichen Medeenkessel der 70er Jahre durchmachen, und er war nicht molluskenartig genug, wie die Jacobi und Wieland, sich durchzuwinden, noch knöchern genug, wie ein Kästner und Lichtenberg, um zu widerstehen. Wie sehr er rang nach dem Stillleben seiner behaglichen, sanften Freunde, dennoch mußte er sich, mit einem Widerspruch in adjecto, einen Timon in Sanssouci nennen. Wie sehr er sich in seine epikureische Weisheit einnistete, doch rissen ihn die Zeitereignisse heraus und störten ihm seine Freude; er hätte, um konsequent zu sein, Jedem sein Steckpferd lassen müssen wie Wieland, sich die böse Welt abhalten wie Göthe im ähnlichen Falle ruhesüchtiger Reizbarkeit. Aber er ärgerte sich an den Greueln der Revolution wie an den Plackereien der Kritik. Als 1797 die Xenien auf „den alten Peleus“ stichelten, waffnete er sich entrüstet dagegen, und seine Freunde befähigten ihn am Geburtstag mit 50 lobenden Distichen. Er ärgerte sich an der kantischen Philosophie und an aller Spekulation, wie seine berliner Freunde; wie eben diese an allem Pfaffenwesen und Verfinsternung; und es ist ebenso ergötzlich zu hören, was Friedrich Jacobi und Lavater und Klopstock (wegen Stolberg) von ihm in dieser Hinsicht von scharfem Tadel hören mußten, wie seine Lobsprüche auf den preussischen Patriarchen Semler und auf Lessing. Wer einen Nathan schuf, singt er an Friedrich Jacobi, der könnte wohl ein Gott sein aber kein Atheist! In den drei Großmeistereien der Kezermacherei, Grübeleien und Lobposau-neren, sagt er in den Episteln, blieb er am liebsten klein; gern wäre er der Erste in drei andern: der Dichterei, Malerei und in der Kunst sich zu freuen. Diese Kunst, in der es ihm hochgebracht und die überhaupt alle seine zahmeren Freunde leicht fanden, nennt er schwer, ein Werk der Ewigkeit. Er lehrte aber Freude und Zufriedenheit in dem Kreise der fröhlichen Armuth, wohin seine Volkslieder versetzen, und im Halladat und im Hüttchen. Hier meint er zuletzt die Freude in der Natur wieder zu finden, die ihm zuvor mit den Ereignissen der Zeit hingestossen schien; er mahnt sogar Matthiffon, seinen elegischen Ton zu verlassen, froh zu singen oder zu schweigen, aber bei all dem geht der Klageruf über dies Leben und über den Tod der Freude durch. Hagedorn's und seine Lieder, sagt er trauernd, singe Keiner mehr, und „alle muntren Seifenlieder seien aus der Welt verschwunden.“ Wirklich gingen diese mit den Jacobi's und ähnlichen aus. Eine neue Zeit ward von den Michaelis

und Heinse eingeleitet, die mit Gleim's misanthropischer Laune und hypochondrer Stimmung so zusammenhängen, wie Jacobi und Schmidt mit seiner heiteren. Er theilt sich also zwischen seine Freunde, und wie wir bei diesen beiden Hälften finden, daß die friedlichen und sanften davon der älteren Zeit, die unruhigen, die aus den Strängen schlagen, der neueren angehören, so meinten wir eben dasselbe in den zwei gegensätzlichen Hauptseiten von Gleim's Charakter und Poesie zu beobachten.

Joh. Benjamin Michaelis (aus Zittau 1746—72) hat wie Gleim noch Verhältniß zu den Bremer Beiträgern, unter denen er Gellert ehrte und hörte; auch zeigen seine ersten Versuche, die Fabeln, Lieder und Satiren (1768) schon den Gattungen nach auf Gellert und LaFontaine, auf Caniz und Boileau zurück. Leider nagte schon seit dieser Zeit eine Krankheit an ihm, die ihn bald wegraffte, und eine dürftige Existenz drückte ihn zu Boden, aus der ihn Lessing zu helfen suchte, indem er ihn als Theaterdichter der seyler'schen Gesellschaft empfahl, und aus der ihn Gleim rettete, als diese Truppe verfiel. Er war also wie Heinse nur hereingezogen in den halberstädtischen Kreis und paßte auch nicht dazu. Klamer Schmidt scheute wenigstens seine Hypochondrie; auch seine Verse wurden hie und da dunkel gefunden und seine Archaismen von diesem glatten Geschmack der Halberstädter, der überall auf der Heerstraße blieb, getadelt. Aber Wos, dem er hierin ähnelt, pries ihn dafür; und wie wenig er dem Wesen nach, gleich den übrigen Anhängern von Uz und Gleim, sich Wieland nähert, den er zwar in seinem Freund Jacobi hoch verehrt, liegt schon darin, daß ihn Wos geradezu Wieland entgegensetzt<sup>126)</sup>. Der Ton seiner Dichtung ist auch überall ganz verschieden. Man schlage nur ein Gedicht auf, wie die Küsse, welche andre Gluth hier herrscht! Man sehe in seinen Episteln und Satiren, wo er überall feuriger, kräftiger, lebhafter, malerischer ist als irgend Einer dieses Vereines; die Verse sind freier gebaut, Alles schwungreicher und leidenschaftlicher. Er hat nur Verhalt zu Gleim's unmittelbarer Naturdichtung, zu seinem Landsmann Kretschmann, zu den Barden, zu denen er vielfach hinneigt, zu Gleim's, Löwen's oder Bürger's Volkston, wie man z. B. aus dem rhapsodischen Gang der

126)

— Nicht würdig war  
des edlen Jünglings dieses entnerzte Volk,  
das Wieland's Buhlfesängen horchet,  
Daniens Königen Klopstock's Lied schenkt.  
— Keinem Lotterbuben fröhnen  
konnt er, noch betteln im Fürstenvorfaal.

Erzählung Paros und Hyle sieht, die ganz auf tragische und heftige Eindrücke ausgeht, oder aus seiner Probe zu einer travestirten Aeneis, die Blumauer aufgriff. Durchaus eigen ist ihm die Laune, die in dergleichen herrscht. In der fünften seiner Episteln<sup>127)</sup> erzählt er uns von der Laune, die ihren Sitz im Monde hat. Sie sei ein Mittel Ding zwischen Grazie und Faun. Wenn wir später zu den Naturdichtern wie Heinse, Lenz, Maler Müller und Aehnlichen übergehen, so werden wir finden, daß diese sich ganz wie Faunen zu den Halberstädter Grazien verhalten; und ganz in der richtigen Mitte zwischen Beiden liegt Michaelis. Er würde hierher kaum gehören, wenn er nicht die Gattung der horazischen oder popischen Epistel gleichsam gegründet hätte, die in unserem Halberstädter Bunde zu Hause ist. Schon in seinen „Einzelnem Gedichten“ (1769) kamen solche Briefe vor; die etwas später erschienenen (1772) gehören immer noch unter die frühesten in diesem Kreise, und sie sind unter allen die einzigen geblieben, die nicht als Privatmittheilung und Ersatz für Briefprosa entstanden, sondern als Gedichte. Darin sieht man ihn deutlich nur erst als Grenzstein gegen die Naturdichter und Shakespeare's Schule hin liegen, und übereinstimmen mit dem Sinne der Halberstädter, die diesen shakespeareischen Genies gram waren, daß er (in der charakteristischen Epistel VI. von Erziehung des Dichters) die Regel lobt, den Anfänger vor Shakespeare warnt, und die griechische Kunst als das höchste Beispiel aufstellt<sup>128)</sup>. Aber sieht man genauer zu, was er doch an die Natur verlangt und die Geburtsgaben seines Dichters, und wie er von Shakespeare und den Griechen sprach, so ahnt

127) In den poetischen Werken, hrsg. v. Chr. H. Schmid. 1780.

128) Ein Shakespeare, Freund, taugt für den Schüler nicht,  
sein Leben war so kühn wie sein Gedicht.  
Der kleinste Zug bleibt auf dem Jüngling haften,  
er wird zu groß für kleine Wissenschaften,  
und steht zu spät, es glücklich zu bereuen,  
für große sich im Alter einst zu klein.  
Ach die Natur ist bloß ein Buch für Götter,  
auch das Genie versteht nur halbe Blätter,  
nur Abergwitz verachtet Fleiß und Lehren. —  
Den höchsten Reiz enthüllte die Natur  
für Griechenland. Da nahm ihn die Skulptur  
und grub ihn ein. Nun lebt er, übergeben  
der Ewigkeit, sein unverwelklich Leben.

Man muß hierbei auch wohl erwägen, daß er selbst in seiner Jugend die Schule nicht ertrug und es früh zu bereuen hatte.

man, daß, wenn er länger gelebt hätte, er mit Heine zu jener neuen Schule würde übergegangen sein, und daß er sich zum Satiriker würde gebildet haben. Daß er nicht mit den Jacobi, Schmidt und Götting nach der entgegengesetzten Seite gegangen sein würde, erklärt er fast selbst, wo er andeutet, wie wenig das Erotische seine Sache sei. „Ein kleines Gespräch zwischen der Taube der Venus und Jupiters Adler“ sagt er Jacobi „daß er einmal einem Franzosen nachschwazte, und einige flüchtige Reime, die nur unter seinem dramatischen Hofuspokus zu einer Operette umgezaubert ihm zur Last liegen, daß ist Summa Summarum Alles“ was er in dieser Art gemacht hat.

Die ausschließend friedliche Seite der Anakreontiker und Grazien-dichter auf der Höhe und Spitze der Weichlichkeit und Süßlichkeit zeigt Joh. Georg Jacobi (aus Düsseldorf 1740—1814). Wenn Gleim als ein Guido Reni bald in harter bald in weicher Manier austritt, so ist Jacobi ganz Albano, ganz Carlo Dolce. Gleim und Wieland gaben ihm den Ruhm der weichen Behandlung unserer Sprache anheim und das Verdienst, der französischen Glätte, und selbst dem musikalischen Instinkt des Metastasio nahe gekommen zu sein; seine Lieder an Elise schienen ihnen Petrarca's beste Gesänge zu erreichen, ohne sie nachzuahmen. Alles kam diesen Petrarchisten damals auf den Fluß, die Harmonie, den Schmelz, das Cantabile der Versifikation an, und Wieland besonders ist so maasslos in den Lobsprüchen, die er dem Manne, den er später gering achtete, in's Gesicht sagt, daß ihm oft der Athem auszugehen scheint. Gleim bildet sich etwas darauf ein, daß er Jacobi aus dem Handlangerdienst des Recensirens für Kloß gerettet, daß er ihn der Dichtung gewann, in der ihn sonst vielleicht die hochwürdigen Pastoren gestört hätten. In den ersten Gedichten Jacobi's ist Alles voll von dem Kriege der Amoretten, und dem Liebängeln mit Plato, dem Lieblingsphilosophen der Grazien und Amoren, voll von arkadischen und mythologischen Figuren und Ländeleien und jener sanften epikureischen Weisheit, die er an Hagedorn und an den französischen Lyrikern bewunderte, die diesem und ihnen Muster waren, an den Chapelle, la Fare, Beliffon, Gresset, Desmarests, Bernard, Arnaud und wie alle die Anakreontiker der Franzosen hießen, die dem J. Baptiste Rousseau so entgegen stiegen, wie unsere Halberstädter Ramlern. Jacobi kam zwar selbst in der Theorie zurück von dem, der übergoldete Schnörkel für Tempelbau der Grazien hält, der die drei Holden nach pariser Puppen drehselt, und sich mit bunten Glittern gepuderter Schäfer behängt, aber in der Praxis blieb er diesem Geschmacke so ziemlich treu. Er unterdrückte ein gutes Theil sei-

ner Tändeleien<sup>129)</sup>, allein man schließt aus dem Uebriggebliebenen noch gut genug, welcher Art das Verworfenne sein müsse. In der Rose suchen diese duftigen Blumenpoeten, die Minnedichter des 18. Jahrh., das Sinnbild alles Lebenslaufes, das Wesen menschlicher Unschuld und Tugend, die Lehre von der Weisheit dessen, der sie geschaffen; in der Verwandlung der Blumen suchen sie die Trostlehre der Unsterblichkeit, und der Erde Untergang ist ihrer galanten Logik nach darum unmöglich, weil der Geliebten Fuß ihren Boden betrat! In diesem Ideenkreise wiederholten sich ihre zärtlichen Spielereien ewig, und Jacobi selbst empfand dies bei seiner Poesie, und tröstete sich mit Petrarca, bei dem der ähnliche Fall war. Er war zu Zeiten von der Werthlosigkeit seiner Poesien überzeugt; wenn Klopstock's Harfe klang, fragte er sich zaghaft: bin auch ich ein Dichter? Aber über Anakreon's Liedern rief er begeistert: Ich bin auch ein Dichter. Seine Muse gründete das Glück seines bescheidenen Lebens, sie schuf ihm eine genussreiche Welt, und gewährte ihm, was die kühnsten Dichter von ihr rühmten. Wie hätte er sich sollen von den Pastoren irren lassen, die gegen seine Lieder predigten? oder von den Dichtern der traurigen Gestalt, von Youngianern, die ihn mit U und den Andern mißhandelten? Bei ihm war die schlanke Sinnesart zu tief gewurzelt, als daß er sich von der schwerfälligen Andacht der Seraphiker hätte stören lassen sollen, und so hat er wie Pfeffer und Wieland und Gleim immer des Pfaffenwesens gelacht. Als er in Halberstadt (1769) Kanonikus ward, und zwei Nächte in der Kapitelstube bei der Kirche in der Noviziatsprobe schlafen mußte, wobei ihm die Schüler Young's und dessen Nachtgedanken einfielen, machte er ein Liebeslied an Bellinde. Er spottet über diese Leichendichter, die am hellen Tage die Mitternacht schreckt, denen der Frühling Klagen entlockt und verliebter Vögel Gesang wie Sterbeglocken tönt. Sein Gedicht die Dichter (1772) bezeichnet seine Ansicht von den verschiedenen Richtungen der deutschen Dichtung sprechend. Es ist eine Art burlesker Geschichte der Poesie. Zuerst hätten harmlose Sänger ländliche frohe Lieder gesungen. Dann sei von Westen ein Engel (Young) angeflogen, des Lippen meilenlange Worte riefen, memento mori schallte es in's Thal, die Luftgefilde verstummten, man weinte und bekreuzte die Leiern; die Liebesgötter flohen und Gespenster belagerten ihren Sitz der Freude. An die Stelle des Liebreizes und der Grazien traten die Regeln der Stoa und die Lieder von Eloa, und statt auf der Gondel der Venus fuhr man in

129) Die letzte Ausgabe seiner Werke, die Er selbst besorgte, ist Zürich 1807—13.

der Arche Noäh. Nun stieg eine Jungfrau von Himmel herab, die Empfindung; edle Seelen hätten sie allein begrüßen sollen, allein das Geschrei von ihr ward vulgar, die jungen Sängler brachten jedem Blättchen einen Thränenzoll, machten sich im Mondschein ihr Bettchen, wollten allmählich ihr Gefühl erhöhen, es floss die Quelle, es sang die Nachtigall, es blies der Zephyr nicht zauberisch genug. Der Tempel der griechischen Götter eröffnete sich jetzt (Wieland); aber auch Er wird bespöthet von den Barden, den kriegerischen, mit teutonischen Tönen, rauh und prachtvoll, nur in wenigen Gesängen den Musen unverdächtig u. s. f. Mit dem Uebergang zur Empfindung bezeichnet er die weltlich-sentimentale Stimmung, die an die Stelle der geistlichen trat. Wie die berliner Sozratiker die Philosophie aus den metaphysischen Fragen über Gott und Unsterblichkeit zurückrufen wollten zum Menschen, so diese epikureischen Weisen und Dichter die Poesie von den Engeln des Himmels zu denen der Erde. So sagt Michaelis: Mein Standpunkt ist dieses Rund; was außer ihm liegt, gehört nicht meinen Sorgen; der Erdball aber ganz, und meinem Geiste ward Licht, mein ganzes Wohl, das dieser Ball verpflichtet, auf diesem Valle ganz mir aufzuklären. Aehnlich wie dieser in Bezug auf das Intellektuelle, äußert sich Klammer Schmidt über das Empfindende. Ich lasse, sagt er, dem hohen Dichterschwunge seinen Werth, doch Alles, was nicht enger um unser liebendes Herz sich dreht, ist ein fremdes Gut, das die Gefühle nicht reiner macht, das sie nur verwirrt. Er sucht daher nach verstandenen Empfindungen und macht den Uebergang von andächtigen himmlischen Gefühlen zu irdischen und nicht selten sinnlichen. Die ganze Zeit macht diesen Uebergang mit. Ossian schob Young bei Seite und zu seiner Fahne schwuren die Barden; Yorick's empfindsame Reise verdrängte Young gleichfalls, und an diese hielt sich auch Jacobi. In seinen empfindelnden (verificirten) Sommer- und Winterreisen (1769) ahmt er Yorick nach; das Faktische fehlt, der Nebel der Empfindung blieb. Alles athmet hier Weichheit, Schonung, Toleranz, selbst gegen Thiere und gegen Jesuiten. Ein Paar Tauben, in einem Wirthshause ihrer Freundlichkeit wegen gehalten, und mit dem Ruchentode verschont, beschäftigten ihn mit Gedanken länger als der Sieg eines Helden gethan haben würde. Wie Alles für diese Empfindsamkeit empfänglich war, belege eine Anekdote, die sich auf Jacobi bezieht. Er hatte Yorick's Reisen in einer Gesellschaft vorgelesen; die Stelle, wo Yorick mit dem Pater Lorenzo die Dose tauscht, machte einen freundlichen Eindruck, man kaufte sich Horn Dosen mit den Namen Lorenzo und Yorick, und Jacobi schickte eine solche an Gleim mit einem

Briefe, der gedruckt ward und in dem der Vorfall erzählt war. Die Industrie griff dies auf, und bald hatte Alles in Nieder- und Obersachsen, bis Dänemark und Livland hin Lorenzodosen, und Jacobi hatte es zu bereuen, daß er in diesem Briefe gesagt hatte, er wolle Jedem brüderliche Vertraulichkeit beweisen, der ihm eine solche Dose als Ordenszeichen darbieten würde. Zu dieser Anekdote gehören dann nothwendig die Briefe Jacobi's an Gleim, dies Uebermaaß alberner Freundschaftslickelei. In diesen Briefen ist und spricht die Freundschaft gleich der Liebe. Jacobi möchte, da er seinen Gleim so sehr liebt, sein Gefühl verewigen, wie unsere deutsche Sappho; des Freundes Zärtlichkeit ist sein größtes Glück; jeder Gedanke an ihn die süßeste Wollust; sie küssen ihre Briefe mit der süßesten Entzückung, mit der ein Liebender sein Mädchen küßt. Sie schreiben immer von Grazien und Najaden und Nymphen, und von Geistern empfangen sie Küsse, von ihren Genien nach Art der verliebten Sylphen. Für drei schöne Schlußzeilen in einem Gedichte, in denen Gleim's Name hübsch angebracht war, schickt er seinem Jacobitichen, seinem Gresset zehntausend Küsse; in einem von ihm selbst verfertigten könnte er den Schlußvers besser klingen lassen, wenn er statt *mein Jacobi* blos *Jacobi* setzte; aber er will das *mein* nicht für allen ramer'schen Wohlklang fahren lassen. Welch eine niedliche und artige Kritik überhaupt in diesen Briefchen über ihre Liederchen herrscht, wie sie mit Amor's Ohren lauschen, ob auch kein Blüthenstäubchen dem Wohlklang im Wege liegt, das muß man Alles an Ort und Stelle auffuchen. Die ganze Welt sieht rosenroth aus bei diesen Dichtern, die mit dem Amor und den Grazien gerade so Verkehr und Gespräch halten und Briefe wechseln, wie die Minnesänger mit der Frau Minne. Gleim sah sich nur für den Freund, Jacobi für den Liebling dieser Huldgöttinnen an; Jener verhärtet sich in seiner Freundschaftsmanie, aber Jacobi macht nach dieser Krise den Uebergang von der Freundschafts- zur Geschlechtsliebe, die das weite Thema Wieland's ward, mit dessen Bekanntschaft in Jacobi eine zweite Periode auf die anakreonthische folgt. Zu Wieland gehört Jacobi so untheilbar, wie die Minnedichter zu den erotischen Epikern des 13. Jahrhunderts. Er verlebte mit Jenem und der La Roche unvergeßliche Tage, als „Beide von den goldenen Träumen ihrer Jugendjahre umschwebt sein Herz erwärmten,“ und Wieland sprach ihm das Wort der Weihe jetzt, wie vorher Gleim. In süßer Schwärmerei entstanden Nachahmungen Wieland's bei ihm, wie auch in den Tändeleien Gerstenberg's und Anderer. „Der Schmetterling“ Charmides und Theone, eine Erzählung in Prosa zeigt uns eine Art verfeinerten (halb

gesner'schen) Wieland. Man ist in Cypern, bei einem Bildhauer und seiner Geliebten, die sich dem Dienst der himmlischen Venus weihen und der Grazien, und die nachher vermählt eine Schule der Grazien anlegen und darin Mädchen in verschiedenen Rangstufen bildeten. Eben dies ward hinfort sein eignes Geschäft. Indem er sich zum Thema der Frauen und Frauenliebe wandte und Wieland am Werke der Emancipation der Frauen arbeitete, sah er sich genöthigt, auf die sittliche und ästhetische Bildung derselben zu wirken, und zu diesem Zwecke stiftete er ein Taschenbuch für Damen, die Iris (1774—76). Je mehr in den 70er Jahren die Kraft des Originalgenies, die Jacobi wie Pfeffel hatte und Syklopen nannte, vorstrebte und amazonenmäßige Sitten den Schönen einprägte, desto nachdrücklicher lehnte sich Jacobi, mit seinem mehr weiblichen Charakter ganz hierzu geschaffen, auf die Gegenseite und redete zu dem zarten Geschlecht in seinen Liedern und prosaischen Aufsätzen in einem widerlich süßen Tone, der auch seines Freundes Pfeffel prosaische Versuche (meist in der Flora) durchdringt. Mit Recht wendet man sich von dieser durch Verfeinerung der Sitten sittenverderblichen Schriftstellerei ab, die selbst dem verzärtelten Geschmack eines Gesner zu verzuckert war. Herder sprach<sup>130)</sup> mit Unwillen über die halberstädter Liebesbriefchen, die nur die Herzen der Weiblein haschen sollten, und die ihm so abscheulich sind, wie alle billets de confession unter Herrnhutern und Katholiken. In jedem Schritte Jacobi's sei so viel liebliche Frechheit, eine Winkelsache immer zur Sache des Publikums und eine Litanei von Empfindungsnamen zur Liturgie zu machen; auch habe man das gute Männlein schon längst so ausgehört. So machte sich Nicolai im Sebalduß über ihn lustig<sup>131)</sup>, und Göthe nannte ihn ein kindisches Ding.

130) In Briefen an Merck.

131) Die Stelle ist vortreflich, aber sehr empfindlich beleidigend. „Herr Säugling“ heißt es „hatte kein eigentliches Brodstudium getrieben, er legte sich auf die holl's letters, studirte alle Poeten, besonders die Freude und Wein und Liebe besungen haben. Er hielt dabei viel von seiner eignen kleinen Person, die daher stets gepuzt und geschniegelt war. Er gefiel sich dadurch selbst sehr wohl, und suchte nächst dem besonders dem Frauenzimmer zu gefallen, daher er Gesellschaften von bloß Mannspersonen mied. In gewissen Gesellschaften saß er allemal einem Frauenzimmer zur Seite, bewunderte ihre Arbeit und sagte ihr artige Sachen. Von da ging er zur Erforschung ihres Verstandes über; sagte ihr mit sanftlächelnder Stimme, er sehe Amoretten auf ihrem Postillon auf- und absteigen und andere dergleichen niedliche Imaginationen. Sympathisirte sie mit seinen lieblichen Empfindungen, so fing er an zu stammeln und etwas schafmässig auszusprechen und langte dann aus der Tasche einige seiner Gedichte, die er ihr vorlas. Erhielt er Gehör und Beifall, so hatte er ein vergnügtes Tagwerk

Herder's Andeutung über die Winkelsachen bahnt uns den Weg zu einer dritten Periode Jacobi's, in der er sich unserm Interesse fast ganz entfremdet. Er ward 1784 nach Freiburg versetzt, und lebte nun im Kreise von Schloffer in Emmendingen, Pfeffel in Colmar, dem von Göthe verewigten Lese, dem Freiherrn von Zink und einigen Andern, unter denen sich die Epistelpoesie erneuerte. Es kam die Revolutionszeit, in der sich die Charaktere prüften, und hier zeigt sich Jacobi ganz wie Wieland als eine jener biegsamen Naturen, der kein Sturm etwas anhaben kann. Während seine Mitbürger wegen Näherung der Feinde in tiefer Bestürzung sind, holt er frische Blumen in seine Gläser und macht ein Gedicht fertig; es war ihm leicht, den verzagenden Schloffer zu trösten, denn die Dinge der Zeit berührten ihn nicht. Pfeffel drängten sie sich näher, er litt unter den Stürmen der Revolution, aber er setzte Gleichmuth und Geduld dagegen. Hier erprobten sich diese horazisch-sokratischen Weisen, die Fröhlichkeit in Armuth, Glück in mittlerer Sphäre immer gepriesen hatten. Beide Freunde, Jacobi und Pfeffel, hatten sich wie Wieland in ihre Schneckenhäuschen zurückgezogen und freuten sich wie dieser eines reichlichen Haussegens, und Pfeffel hatte bekanntlich das große Glück, gerade seit dem Unglück seiner Blindheit ein Weib zu besitzen, die die Stütze und Freude seines Lebens war. Jacobi wollte gern auf Nachruhm verzichten, wohl aber mochte er, da er dem Völkchen der Erde immer gut war, noch im Grabe den Menschen nahe sein und ihnen erzählen, welch schönes Loos ihm fiel durch häuslich Glück, durch Weib und Kind, durch mäßigen Genuß. Das häusliche Glück dieser Männer spiegelt sich so in ihren Gedichten letzter Periode reichlich ab, aber auch ganz die Dürftigkeit ihres poetischen Talents. Hier haben wir wieder eine ganz mechanische Gelegenheitsdichterei; die Wochenblatt- und Stadtpoeten, die gegen das 19. Jahrh. hin sich über ganz Deutschland ausdehnten, werden gleichsam von ihnen eingeführt. Pfeffel fand es doch noch einmal ein bißchen bedenklich und vielleicht beschämend, den „Poeten im Dorf“ zu machen, aber Jacobi vertheidigte es geradezu in ausdrücklichen Aufsätzen; man mache sich beliebt und Andere freundlich damit. Aber die Musen macht man eben nicht so freundlich und die ent-

gehabt; empfing er gar laute Bewunderung, hörte er Seufzer, so zerfloß er ganz in sanften Empfindungen und war der Sklave der Schönheit, die so gut empfand. Er schien etwas abgeschmact, doch war er das unschädlichste Geschöpfchen unter der Sonne, zu allen guten Eigenschaften fähig, zu denen nicht Stärke des Geistes erfordert ward, denn die Poesie hatte ihn so breitweich gemacht, daß er einer herzhaften That unfähig war“ u. s. w.

fernten Leser nicht so erkenntlich, wenn man sich in die Demuth eines Kochs versetzt, Thurmwächterlieder macht, Beilagen zu geschenkten Häubchen drucken läßt, und erzählt, wie Lottchen streitet, daß sein Geburtstag mit Karl's auf Einen Tag falle. Dpiz hatte die Gelegenheitsgedichte seiner Vorfahren verachtet, Jacobi verachtete die von Dpiz, und wir vergelten es ihm heute, indem wir die Seinen belachen. Es ist unfählich, wie hier der Rückschritt unsrer Poesie, in der Zeit, wo die Kogebue und Jffland Dichter hießen, klar daliegt in Einem Subjekte, das sich wahrlich nicht in der glänzendsten Richtung früher hervorgethan hatte. Wer sollte es glauben, daß der feine Jacobi, nachdem er Matthisson's und Schiller's Gedichten mancherlei abgelernt hatte, nach Göthe's Abtreten, im 19. Jahrh. noch derer spottet, die da glaubten, erst jetzt strahlte der Lorbeer in einem Glanz, der den Ruhm des Dpiz und Hagedorn verdunkle!! Die dem Pindar näher gekommen seien als die meisten unserer neuesten Dichter!! So was konnte nur eine so gleichmachende Natur sagen, der Alles recht war, was von ihr und Andern ausging, und der auch in der Poesie Alles gefiel, Jeremiaden und Iliaden, die Chronica von Liliput und Hermann's Schlacht und das Harfenspiel des kühnen Celten. Auch aus dem Unmusikalischen in dieser Schule läßt sich die Sympathie mit dem musklosen Dpiz und die Rückkehr zu Gottsched's Gelegenheitspoesie herleiten. Wie diese Anakreontiker in Allem der Klopstock'schen Schule gegenüber liegen, so auch hierin, daß sie ihr musikalisches Gehör nicht theilen. Bei Gleim vermischte Göthe die Melodie; wie unmusikalisch Jacobi ist, kann man in seinen Kantaten am leichtesten sehen; wie der verwandte Wieland an der Oper scheiterte, ist bekannt genug.

So wie wir Jacobi in späte Zeiten hineinleben, in andere Verhältnisse übergehen und andere Gattungen anbauen sehen, so auch Klammer Oberh. Karl Schmidt (1746—1824): wir müssen ihn aber hier nennen, in der Zeit, wo sein Talent am wirksamsten und natürlichsten thätig war. Er gehört schon darum am wesentlichsten hierher, weil er selbst aus Halberstadt war, und mit seiner Jugend in Gleim's Blüthezeit fiel, so daß er schon mit Mitschülern auf der Schule dichtete und unter dem Beifall seines Vaters. Später heirathete er in eine Familie (Abel), wo sein Schwager und Schwiegervater dichtete, und er vererbte das Dichtungstalent auf seinen früh gestorbenen Sohn Ernst; er kann also neben der Familie Unzer das beste Beispiel von dem familiären Poesietalent der Halberstädter und dieser Umgegend geben. Er hatte von Gleim das Freundschaftsbedürfniß geerbt und die Beröwuth; ganz so

wie dieser lehnte er sich in seinen meisten Poesien an fremde Manier und Muster an, und hatte gerade so gelegentlich zu beklagen, daß er sich auf Fabeln (1776) und Anderes einließ ohne allen Veruf. Ganz wie Gleim freute er sich, jedes fremde Dichtertalent zu nähren; er nahm sich, wie seine Verwandten sagen, der schwarzen Wäsche von Schuhmachern und Gärtnern seiner Vaterstadt zum Reinigen an, und noch spät nahm er den Naturdichter Gottlieb Hiller freundlich auf und ließ ihn von seiner elfjährigen Tochter krönen. Ueber den Werth seiner eignen und der Dichtungen seiner Umgebungen täuschte Er sich vielleicht am wenigsten. Er fühlte es wohl, daß in einem häuslichen Leben, „auf einer Laufbahn um den Ofen herum“, kein Dichter gebildet wird; er wußte, wie wenig dem Lob seines Gleim zu trauen war, und sein strengerer Schwager Abel, der in den Kreis der Jacobi nach Düsseldorf überging, war ihm nicht immer zur Hand; er wußte, wie seinen Episteln und Sprüchen, Erzählungen und Sinngedichten allen das Gepräge der Eile und Unvollendung aufgedrückt war, und ließ Zahlloses liegen. Wie über sich selbst, so urtheilte er von seinen Landsleuten ungeblendet. „Die Halberstädter“ schrieb er 1773 an Klopstock „scheinen von dem Geist der Bagatelle besessen zu sein. Sie interessiren sich mehr für kleine Liebesgöttergruppen und linke Spiele des Witzes, als für Bildsäulen von größerem Sinn und für ernsthafte Entwürfe, die einen Einfluß auf die Nation haben. Wenn Sie Homer's Schicksal hätten, so würde Halberstadt keine von den sieben Fehdestädten sein. Sie werden bewundert ohne verstanden zu werden.“ Was diese Achtung angeht, die er hier für Klopstock<sup>132)</sup> ausspricht, so drängt sich die Bemerkung auf, daß wir in Schmidt's Leben und Dichtung noch einen Schritt näher zu Wieland treten, als mit Jacobi. Seine ganze Bildungsgeschichte hat einen analogen Gang theils mit Jacobi's, theils mit Wieland's. In seinen ersten fröhlichen und vermischten Gedichten (1769. 1772)<sup>133)</sup> leitete ihn Natur und Erziehung auf die Liebescherze, Amoretten und Naturlieder der Anakreonitiker; er schrieb wie diese eine Menge Seitenstücke zu allen möglichen Vorbildern unter Griechen, Lateinern, Franzosen und Engländern, ohne die Unebenheiten Gleim's, ohne die Flaueheit Jacobi's, etwas humori-

132) Er hat auch Briefe „Klopstock und seine Freunde“ herausgegeben, worüber die Familie des Dichters ungehalten war.

133) Man muß sich ja hüten, nach den spätern Sammlungen der Werke auf die Originalausgaben zu schließen; hier laufen außerordentlich ungefeilte Stücke noch mit unter.

stischer nach Bürger geneigt, wie Gökingsf, der auch viel Einfluß auf seine Dichterei hatte. Dann aber wandelte ihn wie Wielanden eine schwärmerische Periode an, die mit Gleim's Halladat ungefähr zusammenfällt. Ein Fuß breit Schwärmerci, sagt er später, grenzte an sein Herz, aber keine Bosheit. In dieser Periode waren ihm die Bibel und der Messias Hauptquellen alles Großen und Schönen: in ihr schrieb er Gesänge für Christen (1775) voll Ziererei; ferner Elegien und Phantasten in Petrarcha's Manier (1772), die er später ebenso belächelte, wie Wieland seine platonische Periode. Diese Dinge verhalten sich zu Petrarcha höchstens wie Gleim's Anakreon zu seinem Urbild; es sind hier die ersten Sonette, die hernach die ganze Fluth nach Deutschland hereinleiten, die aber noch kaum den Namen verdienen. Was unter diesen Phantasten Liederform trägt, sind eben schmidt'sche Lieder; er will Petrarcha in seinen eignen halberstädter Formen nachahmen, und vergißt, daß bei einem Dichter wie Petrarcha die Form Alles ist, weil sie einzig zu dem Wesen und dem Inhalte paßt, der aber freilich Schmidt ebenso fremd war; wie er denn später selbst sagt, daß es ihm lächerlich vorkäme, Petrarcha's Wege gehen zu wollen „ohne Geliebte und ohne Studium des Plato.“ Er war übrigens weder lange, noch auch je ganz in diesen petrarchischen Sphären. Schon 1773—74 erschienen seine Hendekasyllaben und Katullischen Gedichte, auf die selbst Herder etwas hielt, obwohl er bedauerte, daß Schmidt nichts Bleibenderes und Tieferes singen wollte als dergleichen. Man sieht übrigens wohl, wie dies Alles mit Gleim's Minneliedern und dem Aehnlichen bei Jacobi auf Einer Linie liegt, und ihn gleichmäßig Wielanden nähert. Mit den poetischen Briefen (1782) ist er ganz wieder auf dem eigentlichen halberstädter Boden<sup>134)</sup>, bei Jacobi und Gökingsf; und in seinem Klamersruh so ganz Er selbst, wie Gleim im Hüttchen. Das Ueberschlagen in den

134) Werke hrsg. v. Schmidt und Lautsch II, p. 78. erzählt er diese Metamorphose:

Auch ich bin einst ein Freund der Schwärmerci gewesen,  
Bescheid wußt' ich von allen fremden Wesen  
und desto weniger von mir. — Die hohe Schönheit galt  
in meinen Augen nur, wenn unbekanntes Land  
ihr Schauplatz war, die Engel ihre Rollen  
darauf mir spielten und erhabne Lieder schollen,  
wovon ich nicht den zehnten Theil verstand.  
Dank der Vernunft und Dank der Zeit! gebrochen  
hat sich des Laumels hehre Fluth.  
Mein Herz, das sonst mit Geistern nur gesprochen,  
spricht jetzt mit Menschen auch, und thut. u. s. w.

obscönen Gegensatz zu seiner petrarchischen Idealität in den üppigen Erzählungen aus der Geschichte der attäontischen Nachkommen (1784) wollte eben so wenig behagen wie seine Schwärmerei. In seinen Episteln dagegen ist er nicht allein am liebenswürdigen, sondern auch sich selbst am meisten treu; und wie alle diese Freunde legt er hier gerade seine heitere Lebensphilosophie nieder. Von dem tiburtiner Weisen, dessen Oden er spät noch übersezte, indem er dabei deutscher zu sein strebte als Bop und Schmidt in Gotha, von Gassendi's Epikur, von unserm Anakreon (Gleim) lernte auch Er diese Weisheit der Mäßigung, der Bescheidenheit, der Freude, das *carpe diem*, das *nil admirari* und was Alles damit zusammenhängt. Geliebt zu sein von wenigen guten Seelen, die unsere Schwächen nicht zu genau wägen, die Spuren der Natur zu suchen, nicht hoch zu steigen um nicht tief zu fallen, der Zufriedenheit die erste Stelle unter den Tugenden zu geben, vor dem Niederfallen des Vorhangs unseres Lebens nicht zu bangen und sich nicht darnach zu sehnen, dies ist der Kern der Lehren in diesen Episteln, von denen der Dichter hofft, daß sie ihm die Grazien verzeihen werden, da sie nicht auf hohe Dinge gerichtet, und nur von der freundlichen Grato eingegeben sind, die mehr Küsse als Lorbeeren zu gewinnen tauglich ist. Was seine Briefe allein vor den übrigen auszeichnet, ist ein Talent, höchst treffend die dichterischen Freunde zu charakterisiren. Wir haben oben bei Gellert ein Beispiel gegeben und wollen weiterhin ein Paar Verse anführen, die er Bürgern zuschrieb. Diese Gabe war bei ihm von seinem Freunde G. Ch. F. Westphal (aus Quedlinburg) angeregt, der bis 1785 Prediger in Halberstadt war, und der (1779) Portraits in Theophrast's und La Bruyère's Manier geschrieben hatte. Doch läuft dergleichen selten mit unter, im Ganzen herrscht in den Episteln derselbe lässige Ton eines Mannes, dem Friede und Frohsinn Bedürfnis ist; der sich alles Harte und Schroffe, Bofens Auftreten gegen Stolberg z. B. so gut als seine harten Verse vom Leibe hält, obgleich er sonst Gleichgültigkeit gegen das Geistliche und Pfaffenhaß mit seinen Freunden theilt und Bofens reine Hexameter in Virgil's Landbau hoch bewundert. Das Ungeheuer: Geschichte des Tags, störte ihn nicht so sehr wie seine Freunde Gleim und Nathanael Fischer; er studirte dann Astronomie und feierte ein Fest im Haus, wenn sein Söhnchen ein Lied von Spiegel oder Gleim auswendig wußte. Nach den Episteln tritt dann eine weitere Aenderung in Schmidt ein, die der letzten Periode Jacobi's analog ist. Er ward mit Lafontaine bekannt, er trat in literarische Verbindung mit dem Rektor Fischer, der sich in vielerlei Schriften und Zeitblättern dem Streben nach

Aufklärung und Duldung angeschlossen, und noch später mit Nachtigal (der auf Fischer im Rektorat der Domschule folgte) und Hahn, er arbeitete in die Ruhestunden dieser beiden Letzteren (1798—1802), in die Becker'schen Erholungen u. s. f. prosaische Erzählungen, die dem gemeinen Unterhaltungstrieb fröhnen, und so die Geschichte der Literatur nicht angehen. Auch zu der Romantik neigte er vielfach hin, ohne jedoch in dieser Richtung, die in ihm mit Petrarcha abgethan war, etwas hervorzubringen.

In den halberstädter Verhältnissen wurzelte auch der Freund Schmidt's, Leop. Fr. Günther von Göckingk (aus dem Halberstädtischen 1748—1828), der auch bis 1789 in den Gegenden des Harzes und in Magdeburg lebte, ehe er nach Berlin berufen ward. Er trat zuerst mit Sinngedichten (1772) auf, die in diesem ganzen Kreise versucht wurden, allein dem friedlichen Charakter der Verfasser gemäß allein zu zahl und stumpf ausfielen, worüber sich auch Kästner lustig machte. Nicht stets, entgegnete ihm Göckingk, sei er so friedfertig gewesen; auf die Klopstock'schen Nachahmer zu kreuzen halte er für Verdienst, daß aber jetzt Keiner mehr wie sonst seine Galle zum Kreuzen anreize, dafür danke er der guten Seele, die nun am Steuerruder wache. Er meint seine Frau. Das häusliche Leben machte ihn gemächlich; aus Gemächlichkeit, nicht aus Gefallsucht nach beiden Seiten zog er die Segel ein, um sich Sorgen und Unruhe zu sparen und das Leben friedlich zu genießen. Die Satire und die Liebe waren einmal seine Steckenpferde, und Beide verteten seine Sinngedichte und seine Lieder zweier Liebenden (1772), die mehr zu der Manier seines Freundes Bürger neigen, aber ohne alles Geschick. Die Steckenpferde, die er zuletzt von Dauer gefunden, waren weise Fröhlichkeit, Freundschaft, häusliches Glück. Eben dies stellt ihn in die Reihe der Halberstädter, obgleich seine Verbindung mit Bürger, Voie und Voss uns schon vielfach nach Göttingen, andere in den Kreis von Tiedge, Matthiesson und der Frau von der Recke weisen. Er ist aber wenig von der Eleganz der Cinen, und wenig von den Freiheiten der Andern angesteckt, wiewohl hie und da einiger Haß gegen Hof und Konvenienz und selbst republikanische Neigungen durchblicken<sup>135</sup>). In den Gedichten (1780) nehmen den breitesten Platz die Episteln ein, die halberstädter kanonische Gattung, und in ihr die halberstädter Grundsätze. Ueberall

135) Gedichte. 1780. II, p. 35.

Noch schallt der Spruch in meine Ohren, den über mich dein Mund einst that:  
in keiner Republik geboren, wärst du in jedem andern Staat,  
als diesem, den dein Fuß betrat, nicht glücklich, wo nicht gar verloren.

haben wir den ehrsamten Mann der Mitte. Er mag nicht die Sitte des Hofes und nicht die der Pedanten, und schließt sich daher an Rabener an in der Richtung mitten durch. In der Liebe mag er nicht das schmerzliche lange Sehnen des Petrarca, und nicht den kurzen Scherz mit horazischen Schönen, er spottet der platonischen und der sinnlichen Korsarenliebe, wie Wieland. In der Philosophie wählt er sich die, die in der Mitte zwischen Aristipp und Diogenes steht, den Narren des Hofes und des Volkes, die rechte Lebensart ist zwischen der schlangenglatten Sitte des Cines und dem Charonsbart des Andern. In der Dichtkunst schien ihm der ein Thor, der sie bis an den Himmel hebt, wie der, der sie mit Boileau zum Staub der Regalbahn herabstößt. Zeigt ihm einen Weg, dem Staate das zu sein, in der Wirklichkeit das zu nützen, was Tausende nur zu thun und zu sein scheinen, so sagt er der Dichtung Lebewohl. Denn er glaubte nicht den Dichter absolut geboren, und zählte sich bescheiden zu den geringeren, und dichtete nur für seine Freunde, wie denn diese Episteln meist ohne Rücksicht auf das Publikum geschrieben und ursprünglich nur als Manuskripte gedruckt waren. Wir sehen uns hier wieder unter diesen Poeten der mittleren Gattungen, wie einst unter jenen Dichtern der Nebenstunden. Sie behandeln ihre Poesie gar zu fahrlässig, wie ihr ganzes Leben. Ist nichts daran auszusetzen, so ist auch nichts daran zu loben. Männer, die es sich mit dem Leben nicht so leicht machten, und die in der Kunst, das wahrhaft Große und in der Welt nicht Schönreden über das Thun und Handeln, sondern Wirksamkeit und Handlungen selbst suchten, Männer wie W. Humboldt und Forster haben sich daher misfällig und wohl gar bitter über die Jacobi, Pfeffel und Göttinger geäußert, nicht allein über die Dichter, sondern auch über die Personen. Und es war wohl natürlich, daß gerade aus diesen Kreisen die Unzer und Mauvillon, so wie die Göttinger gegen diese laze Gemächlichkeit in Poesie und Leben mit zuerst am grellsten losbrachen, deren ganzen Umfang wir bei Wieland übersehen.

## 7. Wieland.

Wir haben oben Wieland so weit begleitet, bis wir auf der Spitze seiner fanatischen Frömmigkeit angelangt waren. Es war natürlich, daß sich diese unnatürliche Uebertreibung in sich selber besserte; wäre dazu aber auch nicht Kraft genug in Wieland gewesen, so hätte der Spott der Berliner schon sie aufreizen müssen. Schon Nicolai hatte in den Briefen